

MeerglasHerzen

Ein Roman

von

Fee-Christine Aks

Copyright © Juli 2017 Fee-Christine AKS

All rights reserved.

ISBN: 1532892322

ISBN-13: 978-1532892325

Für annajeka

Vorbemerkung

Meerglas entsteht aus Flaschen und anderen Gegenständen aus Glas, die ins Meer fallen und in viele kleine und größere Stücke zerbrechen. Wellengang und Sandboden schleifen über Jahre die Kanten ab, während das salzige Wasser die Oberfläche angreift und sogar Teile herauslöst. Meerglas hat eine matte, fast porös wirkende Textur und eignet sich gut für die Herstellung von Schmuck und Dekorationsgegenständen.

Den meisten Stücken aus Meerglas kann man die ursprüngliche Form der Glasscherbe noch ansehen; in seltenen Fällen sind aus den Scherben jedoch kleine Kunstwerke entstanden – ovale, runde oder auch andere Formen, die nur noch sehr entfernt an eine Scherbe erinnern. Sehr beliebt sind Herzformen aus Meerglas, die sogenannten Meerglasherzen. Sie sind umso wertvoller, je perfekter die Herzform ist. Mit Meerglasherzen ist es wie mit ganz besonderen Menschen – wer einen solchen Schatz besitzt, der hüte ihn und trage ihn bei sich, als Glücksbringer und Seelentröster.

Die vorliegende Geschichte befasst sich u.a. mit Meerglas und ist selbstverständlich einzig der Phantasie der Autorin entsprungen, die bei einem Strandspaziergang über Meerglas stolperte und die Idee zu diesem Roman bekam.

Diese Geschichte ist frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit noch lebenden oder bereits verstorbenen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt.

Inhalt

Prolog	9
Freitag, 21. Juli 2017	13
Rosenwasser	21
Malta, 1798	43
Findelkind	58
Ägypten, 1798	64
Trauergemeinschaft	73
Amsterdam, 19. Juli 2008	77
Samstag, 22. Juli 2017	81
Meerglasmagie	86
<i>Mehr von der Autorin?</i>	98

Prolog

Nordsee, November 1888

Der Bug des Schiffes bäumte sich auf. Im nächsten Moment krachte er zurück in die schäumenden Wogen der sturmgepeitschten Nordsee, sodass die Gischt wie dicke aber nasse Büschel Rohbaumwolle nach allen Seiten davonstob.

Antje de Bruyne klammerte sich an den Rahmen der Kajütentür, die sie nur mit Mühe aufgeschoben hatte. Sie brauchte frische Luft – und sei es auch die nasskalte Abendluft auf offener See. Unter Deck war es nicht mehr auszuhalten. Sie konnte nicht sagen, was schlimmer war: das ständige Schlingern und Rollen des Schiffes oder der Gestank nach ungewaschenen Männern samt all ihrer ekligen Ausdünstungen, von denen Schweiß noch die geringste war.

Als die kalte feuchte Luft wie mit Händen nach ihr griff, kehrte das Blut in ihr fahl gewordenes Gesicht zurück. Dennoch war es Antje, als ob ihr Magen einen Überschlag machte, während er bittere Galle in ihren Mund schickte. Sie spie aus, all den Ekel und das Unwohlsein, und sah erleichtert, wie Gischt und Regen die gelbliche, übel riechende Pfütze sofort hinweg wuschen.

Wie lange würde es noch dauern, bis sie diesen Sturm hinter sich gelassen und ruhigere Gewässer erreicht haben würden? Von Amsterdam waren sie vor kaum zwei Tagen aufgebrochen, immer nach Norden, wo die schwedische Hafenstadt Göteborg lag, in der man Antje erwartete.

Es erfüllte sie mit Unbehagen, wenn sie daran dachte, dass sie dort diesen Thure treffen würde – Thure Svensson, einen wohlhabenden Kaufmann, mit dem ihr eigener Vater Geschäfte machte. Ein Geschäft, ja, nichts anderes war auch sie; denn ihr Vater hatte sie verkauft, für den neuen Handelsvertrag zwischen dem kleinen Kontor de Bruyne und der Handelsgesellschaft, der Svensson angehörte. Eine fünfzehnjährige Tochter war ein kostbarer Besitz – und die Chance, durch die Heirat mit dem einundzwanzig Jahre älteren Schweden das kleine Kontor zu einem der größten und mächtigsten in Amsterdam zu machen.

Natürlich war Antje selbst nicht gefragt worden. Als folgsame Tochter hatte sie geschwiegen und sich in ihr Schicksal gefügt, auch wenn sie im Stillen von einer Ehe mit Maarten, dem schwächlichen wenngleich klugen Sohn des Schmiedes, geträumt hatte. Ein Hufeisen hatte er ihr geschenkt, heimlich natürlich, das ihr

Glück bringen sollte. Mehr als zusätzliches Gewicht in ihrem kleinen Reisekoffer zwischen der Truhe voller Aussteuerwaren und den Ballen Rohbaumwolle, die der Vater gleich mit nach Göteborg schickte, war das Hufeisen nicht.

Mehr noch: wenn es mit dem Sturm so weiterging, dann würde es, durch das Rollen des Schiffes bedingt, die kleinen Glasfläschchen in ihrem Kosmetik-Beutel zerbrechen, die allerlei nützliche Tinkturen enthielten. Um die kleine dunkelrote Flasche mit dem kostbaren Rosenwasser wäre es besonders schade gewesen, weshalb sie diese vorsorglich herausgenommen und tief in ihr eng geschnürtes Mieder gesteckt hatte. Zugegeben, ihre bisher eher schwach entwickelten weiblichen Rundungen gaben zwar für gewöhnlich nicht viel her, aber als Polsterung für das kleine Rosenwasserfläschchen würde es reichen.

Nicht zum ersten Mal auf dieser Reise dachte Antje mit Wehmut an ihr kleines Schatzkästchen, das zuhause in ihrem Nachtschränkchen verblieben war. Hatte der Vater es womöglich bereits gefunden und auch ihren größten Schatz, der in leuchtendem Orangerot darin schlummerte? Was hatte er damit getan? Hatte er ihn weggeworfen, so wie er es bestimmt auch mit ihren ‚Juwelen‘ tun würde, wenn er sie eines Tages in ihrem Versteck fand?

„Bitte, Fräulein“, wurde Antje plötzlich von hinten angesprochen, „gehen Sie in die Kajüte zurück. Hier in der Tür ist es nicht sicher. Wenn ein großer Brecher...“ Weiter kam der besorgte Matrose nicht; denn das kleine Schiff wurde heftig auf die Seite geworfen, bäumte sich erneut auf und prallte so gewaltig zurück ins schaumgekrönte schwarzgrüne Wasser, dass Antje den Halt verlor.

Ihr Kleid verfang sich mit dem Saum an irgendeinem Holzteil der Takelage, das zwischen der Kajüte und der Reling heruntersauste und sie nur knapp verfehlte. Der Rock riss ein, als sie gegen das fast leere Holzfass geschleudert wurde, in dem Äpfel zur freien Verfügung für die Matrosen gelagert wurden.

„Halten Sie sich fest, Fräulein“, schrie der Matrose, als Antje vornüber stürzte und sich im letzten Moment an dem Fass festklammern konnte. „Gut festhalten, da kommt noch eine...“

Was der bärtige Mann sonst noch schrie, konnte Antje nicht mehr verstehen. Es hob sie erneut von den Füßen, als die nächsten Wogen auf das Deck klatschten und mit der Gewalt des Aufpralls das Fass aus seiner Vertäuerung rissen. Es fing an zu rutschen, und Antje mit ihm.

Sie sah die Reling auf sich zukommen, spürte das Schlingern des Rumpfes, hörte das Ächzen des Schiffes, das sich zurück auf die andere Seite warf und wie ein Ball auf den hohen Wellen tanzte, wenngleich kein einziges Segel mehr im Wind

hing und der Kapitän das Schiff mit aller Macht auf den Wellenkämmen aus dem Sturm hinaus zu reiten versuchte.

Die nächste Woge warf das Schiff erneut herum und ließ das Fass unaufhaltsam auf die andere Seite rutschen, gegen die Reling prallen, das hölzerne Geländer durchstoßen und – samt Antje im zerrissenen Kleid – auf den tosenden Wogen aufschlagen. Der Aufprall nahm Antje den Atem. Doch mit der Verzweiflung der Todesahnung klammerte sie sich an das Fass, das wider Erwarten nicht unterging, sondern im Wellental an der Oberfläche blieb.

Antje glaubte, das verzweifelte Rufen von Männern hinter sich zu hören. Doch sie achtete nicht weiter darauf. Sie musste all ihre Kraft aufbringen, um nicht das Fass loszulassen; denn dies wäre – da sie nicht richtig schwimmen konnte – ihr sicherer Tod gewesen.

Doch die Gefahr war noch nicht überstanden. Ihr Kleid sog sich in Sekundenschnelle voll Wasser und begann sie in die Tiefe zu ziehen. Kurz entschlossen schnappte sie mit den Zähnen nach den Bändern, die das Kleid über dem Mieder zusammenbanden, und bekam sie im zweiten Versuch glücklich zu fassen. Mit einem raschen Ruck des Kopfes riss sie die Schleife auf und spürte erleichtert, wie sich die nassen Stoffbahnen von ihrem schlanken Mädchenkörper lösten und hinab ins Unergründliche sanken.

Die nächste Woge trug sie aus dem Tal hinauf auf den Gipfel eines sich mit dem lautesten Donnern brechenden Wellenkammes, der kurz über ihr zusammenschlug und eisiges Salzwasser in ihren Mund schickte. Antje klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an das Fass, das sie lebensrettend wieder zurück an die Oberfläche schickte und – sie wagte kaum zu frohlocken – aus dem Sturm in ruhigere Gewässer trug.

Sie wandte kurz den Kopf, um nach dem Schiff zu sehen; doch in der regengrau und sturmgepeitschten Abenddämmerung war nicht einmal mehr die weiß-blau gestrichene Bordwand auszumachen.

Dafür sah Antje plötzlich etwas anderes. Ihr Herz tat einen heftigen Sprung, der Erschrecken, Unglaube und Hoffnung zugleich war. Da war ein Licht, irgendwo voraus in der Dunkelheit, das in regelmäßigen Abständen die grauschwarze Dunkelheit durchschnitt – ein Leuchtfeuer vielleicht?

Die Gedanken jagten Antje durch den Kopf. Sie waren immer dicht an der Küste entlang gesegelt, bis der Sturm sie kurz nach Ameland überrascht hatte. Welche der friesischen Inseln war am nächsten – Simonszand, Rottumeroog, Borkum, Juist oder Norderney? Und die viel wichtigere Frage – konnte sie es mithilfe des

Fasses bis dorthin schaffen? Schon spürte sie, wie die Kraft ihre schmalen Arme zu verlassen begann. ‚Ich sterbe‘, war alles, was Antje noch dachte. Dann griff die Ohnmacht nach ihr.

Schiffsunglück vor Norderney

Der holländische Segler *Frieda* ist in einen Sturm geraten und vor der ostfriesischen Insel Norderney gesunken. Nur drei Matrosen konnten sich an Land retten und von dem Unglück berichten.

Das Schiff, das zum bekannten Handelshaus de Bruyne in Amsterdam gehört, war auf dem Weg nach Göteborg in Schweden und hatte Kolonialwaren geladen.

Besonders tragisch: Als einziger Passagier befand sich auch Antje, die fünfzehnjährige Tochter des Kaufmanns Jaan de Bruyne, an Bord. Sie sollte in Göteborg ihren Bräutigam treffen.

Die Suche nach dem Mädchen dauert noch an; jedoch ist davon auszugehen, dass Antje de Bruyne nicht mehr lebend aufgefunden wird.

Freitag, 21. Juli 2017

Ein leichter Regen setzt ein, als ich auf die Straße trete. Hamburg scheint mit mir zu fühlen – oder mir nur Schutz bieten zu wollen; denn die Träne, die mir bereits im Treppenhaus über die Wange gekullert ist, bekommt nun viel Verstärkung, als ich über den Uni-Campus und die Straße hinunter zur nächsten Bushaltestelle haste und kaum bemerke, wie der Regen meine leichte Sommerjacke durchnässt.

Für mich ist es, als ob ich mich durch dicke feuchte Watte vorwärts kämpfen muss. Am liebsten würde ich mich einfach auf den harten Asphalt werfen und wie ein kleines Kind lauthals losheulen. Mein Leben ist zerstört; all die schönen Träume von einer gemeinsamen Zukunft mit Jonas sind verschwunden, es ist aus und auf Nimmerwiedersehen vorbei.

Mein herzförmiges Gesicht ist nass, und das nicht nur vom Regen, als ich einen großen Schritt nach dem anderen mache, ohne Rücksicht auf meine mehr und mehr durchweichenden Ballerinas aus weißem Leder zu nehmen. Wasser tropft beständig aus meinen honigblonden glatten Haaren, die im Nacken zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden sind, in meinen Jackenkragen und lässt den dünnen Cashmere-Pullover eines no-name-Labels binnen kurzem an meinem schmalen Rücken kleben. Mein geblümter Sommerrock ist längst ein traurig-nasser Lappen, der um meine schlanken Beine schlabbert.

„Hey Tony, warte doch mal!“

Eine Männerstimme dringt durch den Sprühnebel aus dampfendem Wasser an meine Ohren. Ich drehe mich jedoch nicht um, sondern beschleunige nur noch meine Schritte, die mich weiter und weiter weg tragen von jenem furchtbaren Kollegengebäude und der darin befindlichen Damentoilette.

„Verdammt nochmal, Tony! Bleib doch mal stehen! Antonia!“

Da sind Schritte hinter mir, Schritte, die ich gut kenne. Aber ich ertrage es nicht, Jonas jetzt ins Gesicht zu sehen; nicht nachdem ich es dort in der Kabine neben dem von Sabrina gesehen habe, während seine hervorstechendste Eigenschaft sich dort ausgetobt hat, wo es den Regeln der Liebe und Treue nach zu urteilen nie bei einer anderen Frau als bei mir selbst sein dürfte.

In mir steigt wie ein Schwall ekliger saurer Magensaft ein Jammern auf, das sich nur mit allergrößter Willensanstrengung beherrschen lässt. Ich renne einfach weiter, so wutblind und taub, dass ich das leiser werdende Rufen hinter mir nicht mehr wahrnehme. In meinem Kopf rasen wilde Gedanken an Mord und blutige Rache durcheinander, gemischt mit dem dumpfen Gefühl der Wut und so etwas wie Verletztsein. *Was hat Jonas sich nur dabei gedacht?*

Wahrscheinlich hat er gar nichts gedacht, jedenfalls nicht mit seinem Kopf. Und dabei ist Sabrina nicht einmal blond; aber natürlich ist sie im selben Semester Jura wie er und ein Mitglied in jenem vornehmen Segelclub an der Außenalster, wo auch Jonas sein Boot liegen hat. *Wie oft die beiden sich wohl schon dort im Clubhaus getroffen haben?*

Da mir bereits beim Betreten von Schwimmpontons mulmig wird, bin ich nie mit ihm dort gewesen; das höchste der Gefühle ist ab und an eine Fahrt mit den Hamburger Hafenfähren oder einem kleinen Ausflugsdampfer im Urlaub – aber ein Segelboot, das sich bis fast zur Oberkante ins Wasser legt, wenn der Wind ins Großsegel drückt, ist nichts für mich. Ich habe dann immer das ungute Gefühl, im nächsten Moment Schiffbruch zu erleiden und im Wasser um mein Leben kämpfen zu müssen – natürlich vergeblich wie in einem Alptraum.

Jonas hat mich immer damit aufgezoogen, dass ich zwar gern meine Füße ins Wasser tauche und auch ganz passabel schwimmen kann, aber Boote soweit es geht zu vermeiden weiß. Aus mir werde nie eine waschechte Hamburgerin, hat er stets gesagt, wenn er – noch ganz in Seglermontur – mit vom Wind zerstrubbeltem braunem Lockenkopf zu mir nach Ottensen gekommen ist. Aus irgendeinem, für mich nicht ganz nachvollziehbaren, Grund hat Jonas es meistens vorgezogen, bei mir in der kleinen Zwei-Zimmer-WG zu übernachten – anstatt mich mit in sein Loft in Winterhude zu nehmen.

„Womöglich“, es überläuft mich eiskalt bei dem Gedanken, „haben dort all die anderen Sabrinas auf ihn gewartet.“ Oder Jonas hat es vermeiden wollen, dass ich seinem anspruchsvollen Vater, renommiertes Chefarzt der Onkologie des Universitätsklinikums, über den Weg laufe; immerhin – ich bin ja nur die kleine Halbweise, die sich in künstlerischer Gestaltungsarbeit versucht, wie Jonas meine Schmuckkollektionen aus Silberdraht, Glas und diversen Naturprodukten zu nennen pflegt.

„Warum“, überlege ich mit vor aufgestautem Ärger plötzlich explodierenden und so glasklar wie selten zuvor fließenden Gedanken, „warum ist er überhaupt

mit mir zusammen gewesen, über acht Jahre lang, wenn er mich so lächerlich fand und so sehr unter seiner Würde?’

Vor Wut zitternd stürze ich weiter, an der Bushaltestelle vorbei, wo erst in gut fünf Minuten der nächste Linienverkehr eintrifft. Ich renne weiter, über die Fußgängerampel an der breiten Straße vor dem Dammtor-Bahnhof, stolpere die Treppen zur S-Bahn hinauf und stoße einen leisen Fluch aus, da die Bahn in Richtung Altona gerade abgefahren ist.

Ein kühler Luftzug wirbelt über den Bahnsteig, als eine S2 in Richtung Bergedorf einfährt; doch die feuchte Hitze unter der hohen Kuppel des Bahnhofs ist damit erträglicher – oder ist mir nur vom Laufen so heiß?

Es kann auch die Glut der Wut sein, die seit gut fünfzehn Minuten in mir tobt. Nicht zum ersten Mal wünsche ich mir aufzuwachen aus diesem Alptraum, der mit dem Öffnen einer Tür begonnen hat. Dabei hätte es heute ein so schöner Tag werden sollen, für Jonas und mich. Aber damit ist es nun vorbei, allemal aus und vorbei – *dieser Scheißker!*

Erst jetzt fällt mir auf, dass ich den Präsentkorb mit der Flasche Prosecco in der Aufregung stehen lassen habe. Nun, dann werden Jonas und diese Sabrina es als ein Zeichen sehen, ihrer körperlichen Verbindung auch noch ein prickelndes Nachspiel folgen zu lassen. Was davon mehr Belohnung ist für das bestandene Staatsexamen von Jonas, weiß ich nicht zu sagen; und es ist mir auch egal. *Soll er doch sehen, wo er bleibt. Mir kann er gestohlen bleiben!*

Nun, da ich meine völlig durchweichte Jacke ausgezogen und notdürftig Ausgewrungen habe, stellt sich in mir eine seltsame Ernüchterung ein, die beinahe an Gleichgültigkeit zu grenzen scheint. *Goodbye Jonas! Auf Nimmerwiedersehen!*

„Entschuldigen Sie, Miss“, höre ich da plötzlich eine melodische männliche Stimme neben mir und mit leichtem Akzent sagen. „Geht es Ihnen nicht gut? Kann ich Ihnen helfen?“

Ich hebe den Kopf und blicke verwundert in ein fragendes Gesicht mit langen dunklen Koteletten, einer leicht gebogenen Nase, anmutig geschwungenen und fein konturierten Lippen und einem Paar wacher dunkelbrauner Augen, die mich unter einem Schopf aus kohlschwarzen Haaren hervor besorgt mustern. *Sehr hübsch, irgendwie exotisch...*

Der junge Mann ist kaum älter als ich selbst, vielleicht vierundzwanzig, und auf den ersten Blick als Student aus einem anderen Heimatland als Deutschland zu erkennen. Unwillkürlich zucke ich zurück – und schäme mich schon im nächsten Moment dafür. *Schöne braune Augen wie bei Sami Khedira...* Meine Reaktion

scheint den jungen Mann zu beunruhigen. Über sein eher schmales Gesicht mit der leicht gebräunten Haut fällt ein Schatten, während in den zuvor so mitleidig und besorgt blickenden Augen quasi ein Schott runtergeht, das jede weitere Regung verbirgt.

„Entschuldigung“, murmle ich. „Sie haben mich nur erschreckt. Ich war ganz in Gedanken. Und danke, mir geht es gut, jetzt.“

„Sie haben schon die zweite S-Bahn durchfahren lassen“, stellt der junge Mann fest. „Und Sie wirken – entschuldigen Sie, wenn ich das so sage – nicht wohl... Darf ich Ihnen ein Taschentuch anbieten?“

„Ja, gern. Vielen Dank.“ *Echt nett.*

„Welche Bahn erwarten Sie?“

„Nach Altona.“

„Sehr gut, das ist auch meine Richtung. Kennen Sie sich dort aus?“

„Ein bisschen. Wieso?“

„Ich bin noch nicht lange in der Stadt“, erklärt der junge Mann, dessen Miene wieder etwas gelöster geworden ist, auch wenn er immer noch vor irgendwas auf der Hut zu sein scheint. „Ich wollte mich ein bisschen umsehen. Kennen Sie den Platz der Republik in Altona?“

„Ja.“

„Wie komme ich dorthin?“

„Nur ein kurzer Fußweg vom Bahnhof Altona aus, Richtung Rathaus. Ist nicht zu verfehlen. Gehen Sie einfach den Ausgang zur Museumsstraße hinaus.“

„Danke, das werde ich tun“, antwortet der junge Mann mit einem Lächeln, das ich eher meiner wiederentdeckten Vitalität als meiner Auskunft zuschreibe. Als die Bahn der Linie S31 eintrifft und der junge Mann mir den Vortritt gewährt, bin ich keineswegs überrascht, dass er mir gegenüber Platz nimmt. Die Sorge ist immer noch in seinem Gesicht zu lesen, vor allem, als er über das ruckelnde Anfahren der Bahn eine weitere Frage stellt: „Und Sie kommen allein zurecht?“

„Ja, danke.“

„Dann erlauben Sie mir noch eine Frage?“

„Gern.“ *Ablenkung, Tony. Nur nicht an Jonas denken. Dieser Scheißkerl!*

„Wie weit ist es zum Einkaufszentrum?“

„Sie meinen das Mercado?“

„Wie bitte?“

„So heißt das Einkaufszentrum in Ottensen. Das ist auch nicht weit vom Bahnhof aus. Ich gehe dort vorbei; ich kann Sie hinbringen, wenn Sie möchten.“

Warum eigentlich? Was ist nur in dich gefahren, Tony? Seit wann lässt du dich von wildfremden Männern ansprechen?

Ich schneide meiner inneren Stimme kurzerhand das Wort ab, indem ich für mich beschließe, dass der Mann mir gegenüber nett und ungefährlich ist. Und bis zum Mercado kann ich ihn allemal bringen – *was ist denn schon dabei?*

„Äh, ja, danke“, antwortet er und nickt zur Bestätigung und wie um das heisere Kratzen in seiner Stimme zu kaschieren. „Das wäre sehr freundlich von Ihnen.“

Der Regen lässt etwas nach, als wir aus der Unterführung kommend mit der Rolltreppe hinauf ans Tageslicht und damit auch zurück in die feuchte Hitze dieses Julitages gelangen. Der Regenguss hat kaum Abkühlung gebracht.

Ein Linienbus rauscht donnernd vorbei und spritzt Pfützenwasser in einem hoch aufschießenden Schwall auf den Bürgersteig, sodass ich hell aufquietschend einen Schritt zurückspringen muss – und dabei unbeabsichtigt gegen meinen Begleiter stoße. Augenblicklich entschuldige ich mich.

„Aber das macht doch nichts, Miss“, lächelt er und stützt mich einen Moment länger als nötig gewesen wäre. *Hm, starke Hände. Fühlt sich gut an...*

„Nachdem ich Ihnen nun schon den Fuß platt getreten habe“, antworte ich mit schiefem Grinsen und strecke die rechte Hand aus, „darf ich mich wohl auch persönlich vorstellen. Ich heiße Antonia, Antonia Sanders.“

„Sehr erfreut“, antwortet er lächelnd und schüttelt sanft meine dargebotene Hand, allerdings ohne sich selbst vorzustellen. Ich sehe, wie sich erneut ein Schatten auf seinem Gesicht breit macht; oder ist das nur, weil auf der anderen Seite der Straße zwei Punks mit Irokesenschnitt, Schnürstiefeln und bunten zer-rissenen Klamotten einem glatzköpfigen Mann im schwarzen Anzug „Nazi“ hinterher schreien, da dieser ihnen kein Kleingeld gegeben hat?

„Keine Sorge“, fühle ich mich genötigt zu sagen, „die sind harmloser als sie aussehen. Die Schlimmen sind die, denen man nicht ansieht, welche Partei sie wählen; gerade die Protestwähler, die dann auch mal rechts wählen... Aber was sage ich, kommen Sie. Dort drüben ist schon das Mercado.“

Mein Begleiter nickt knapp und folgt mir durch die Fußgängerzone bis zum nächstgelegenen Eingang des Einkaufszentrums. Ich beschließe spontan, ebenfalls in das gut klimatisierte Gebäude hineinzugehen und mir auf den Schreck und Ärger mit Jonas eine Flasche Rotwein zu kaufen. Ich verabschiede mich von dem jungen Mann, der vor der Informationstafel stehen bleibt, und gehe durch die Marktstände zu einem Weinhändler meines Vertrauens.

Mit einer Flasche Shiraz unterm Arm wandere ich kaum fünf Minuten später zurück in Richtung Ausgang. Dabei komme ich auch an den Treppen vorbei, die ins Untergeschoss hinunter führen. Erstaunt stelle ich fest, dass mein Begleiter auf dem Treppenabsatz halber Höhe stehen geblieben ist und etwas an der Wand zu lesen scheint. Oder betet er mit leicht gesenktem Kopf?

Er sieht so traurig aus...

Es dauert einen Moment, bis mir einfällt, was dort unten angebracht ist: eine Liste mit den Namen der Begrabenen, über deren letzten Ruhestätten das Einkaufszentrum erbaut worden ist. Einen weiteren Moment später erinnere ich mich, dass es sich um den jüdischen Friedhof von Ottensen handelt. Dies bringt mir mit einem Schlag die Erkenntnis, warum der junge Mann so seltsam fremd und vertraut zugleich gewirkt hat – und warum er so traurig wirkt.

Von Neugier gepackt folge ich ihm, als er sich umwendet, die Treppen hinaufsteigt und zurück in Richtung Bahnhof geht, von wo aus er sich auf den Weg zum Altonaer Rathaus macht.

Der Regen hat fast aufgehört, aber es dampft wie aus tausenden Ofenrohren, als ich in gebühlichem Abstand die Allee an der Museumsstraße entlang gehe, das Altonaer Museum und das Altonaer Theater zur Rechten passiere und schließlich das andere Ende des Platzes der Republik erreiche.

Dort erhebt sich vor dem Pflanzengrün und dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal ein großer schwarzer Quader, der seltsam störend und passend zugleich wirkt und sich deutlich vom Weiß des hinter ihm leuchtenden Rathauses abhebt.

Ich sehe den jungen Mann mit gesenktem Kopf vor dem Stein stehenbleiben. Es kommt mir zu pietätlos vor, ihn in seiner Trauer anzusprechen – auch wenn ich gern mehr über ihn erfahren würde. Wie hat er es beispielsweise vorhin geschafft, mich zu bemerken, wenn er doch selbst so bedrückt ist?

Langsam wandere ich außerhalb seines Sichtfeldes auf das Altonaer Rathaus zu und komme an einer kleinen Info-Tafel vorbei, die den Quader als Werk einer Hamburger Künstlerin bezeichnet, das den vermissten Juden gewidmet ist.

Mit einem Kloß im Hals, der nichts mit meiner eigenen Befindlichkeit um Jonas zu tun hat, bleibe ich stehen und warte, bis sich der junge Mann erneut aus seiner Starre reißt. Ich folge ihm, als er wieder zum Bahnhof zurückkehrt, wo er jedoch weder zu den Bussen noch zu den Bahnen hinunter geht. Vielmehr strebt er dem Vorplatz zu, wo ein Gedenkstein am Rand aufgestellt ist, den ich zuvor noch nie wahrgenommen habe.

Erst als der junge Mann weitergegangen ist, kann ich neugierig nähertreten und die Inschrift lesen. Mein Magen krampft sich unwohl zusammen, als ich die Worte zum Gedenken an die mehr als achthundert jüdischen Mitbürger Altonas lese, die am 28. Oktober 1938 aus ihren Wohnungen geholt und vom Bahnhof Altona nach Polen deportiert worden sind.

Eine Ahnung schleicht sich in meine Gedanken, die sich zu bestätigen scheint und mir einen bitteren Geschmack in den Mund treibt, als ich dem jungen Mann, der einen kleinen handgezeichneten Lageplan zu Rate gezogen hat, durch die Straßen von Ottensen bis zu dem Haus folge, das einem mir selbst nur allzu gut bekannten Gebäude unweit meines Wohnhauses direkt gegenüber steht und fünf Stolpersteine auf dem Gehweg vor der Tür hat.

Der junge Mann steht mit gesenktem Kopf auf dem Gehweg, blickt aber auf, als ich mich auf der anderen Straßenseite langsam nähere. Er winkt, als ich fast schon die Klinke zu dem kleinen Laden ergriffen habe, hinter dem es nicht nur ausgesuchte Fachliteratur für Kunst und Reisen, sondern auch meine eigenen Schmuckkreationen zu kaufen gibt.

„'tschuldigung“, murmle ich, als ich neben dem jungen Mann stehe. „Ich wollte nicht neugierig sein. Aber dort gegenüber in dem Buchladen, da habe ich meine Werkstatt und meinen kleinen Boutique-Raum... *Tonys Schatzkästchen*, das bin ich. Der Buchladen gehört dem Bruder meiner Mitbewohnerin.“

„Ist schon okay“, antwortet der junge Mann und wischt sich verstohlen mit der Hand über die Augen. „Es ist nur...“, er räuspert sich und ergänzt heiser: „Ich heiße übrigens Ruben, Ruben Weiss. Das dort sind meine Urgroßeltern.“

Er deutet auf zwei Namen, die sich auf dem zweiten Stolperstein von links befinden, wenngleich ich noch zwei weitere messinggoldene Stolpersteine mit Namen und Lebensdaten der Familie Weiss erspähen kann.

„Meine Großmutter Helene“, sagt Ruben leise, „war die Einzige ihrer Familie, die das Lager überlebte. Meine Mutter wurde nach dem Krieg hier in Ottensen geboren. Sie wuchs hier auf, ist aber in den 1960ern ausgewandert. Eine entfernte Tante und ein Onkel, der klägliche Rest unserer einstigen Großfamilie, die im Versteck überlebt haben, sind nach dem Krieg nach Jerusalem gegangen, als Israel gegründet wurde. Sie haben meine Mutter aufgenommen, nachdem meine Großeltern gestorben waren. Heute wohnen wir alle in Tel Aviv.“

„Ich weiß nicht“, murmle ich mit belegter Stimme, „was ich sagen soll...“

„Es tut mir leid‘ passt irgendwie nicht. Oh Gott, ich muss gleich losheulen...“

„Oh, ich wollte dich nicht noch trauriger machen“, antwortet Ruben und geht dabei so selbstverständlich zum „Du“ über, dass ich es erst bemerke, als er noch einen weiteren Satz anschließt: „Ich wollte nur mit eigenen Augen sehen, wo sie gelebt haben, bevor ich mir das Buch über Nolde bei deinem Geschäftspartner dort drüben abhole.“

„Ach“, mache ich überrascht und wechsele meinerseits ins „Du“. „Das war für dich? Stoffel war ganz begeistert, dass sich endlich mal wieder jemand für die Expressionisten interessiert. Die meisten kaufen dort nur Reiseliteratur oder was Typisches wie Monet, Picasso oder Van Gogh...“

„Stoffel?“ wiederholt Ruben irritiert. „Ich dachte, der Besitzer heißt Leonard Maarten Bethmann, wie *Bethmanns Kunst- und Reisefachliteratur*?“

„Stoffel“, grinse ich und sehe erleichtert, dass die Farbe in Rubens Gesicht zurückkehrt und seine Miene weniger deprimiert wirkt, als wir uns gemeinsam umwenden und über die Straße gehen. „Das ist der Spitzname von Christopher Thormann. Er ist der Bruder meiner besten Freundin Betty und ein begnadeter Künstler, auch wenn das bisher nur seine Freunde sagen. Er ist Grafikdesigner und hat ein Faible für Emil Nolde, Kandinsky und Schmitt-Rottluff, obgleich sein eigentlicher Lieblingsmaler Salvador Dalí ist.“

„Diesen ‚Stoffel‘ würde ich gern mal kennenlernen. Scheint ein interessanter und vielversprechender Gesprächspartner zu sein. Hoffentlich ergibt sich das, wenngleich ich gerade hier meine Sommerferien-Kurse begonnen habe.“

„Du studierst?“ *Sag jetzt nicht: Jura...*

„Ja und nein. Ich habe einen Abschluss in Kunstgeschichte an der Uni Tel Aviv gemacht; aber wenn ich als Dozent arbeiten möchte, dann brauche ich Auslandserfahrung. Hamburg ist, wie du dir denken kannst, meine erste Wahl gewesen. Deshalb bin ich sehr froh, dass ich hier Kurse lehren darf, während ich mich auf meine Doktorarbeit vorbereite. Mein Thema ist, wie könnte es anders sein, Expressionismus oder die ‚entartete‘ Kunst mit Schwerpunkt Nolde, Franz Marc und Ernst Barlach.“

„Oh“, rufe ich überrascht und mit einem Anflug von Begeisterung. „Ja, dann musst du dir hier in Hamburg unbedingt die Ausstellung im Ernst-Barlach-Haus ansehen. Oder willst du auch nach Güstrow fahren?“

„Vielleicht, ja“, antwortet Ruben und lächelt mich von der Seite an. „Wenn du mitkommen möchtest...?“

„Sehr gern.“ *Was, bitteschön, Tony, hast du denn vor? Sei vorsichtig...*

„Gut. Ich weiß ja jetzt“, er deutet auf das Schaufenster der kleinen Boutique, „wo ich dich finde, Tony.“ *Zu spät.*

Rosenwasser

Es war der Schrei der Möwe, der sie weckte. Antje de Bruyne glaubte tot zu sein. Aber warum tat ihr dann jeder einzelne Knochen im Leib weh? Mühsam hob sie den Kopf und bemerkte erst jetzt, dass sie im nassen Sand lag. Wo war sie? Sie hatte keine Vorstellung davon, wo sie sich befand; aber das war im Moment zweitrangig – sie lebte noch, das war das Wichtigste. Mit klopfendem Herzen und seltsam benommenem Kopf begann sie mit der Bestandsaufnahme. Sie bewegte nacheinander ihre Glieder und stellte erfreut und beruhigt fest, dass nichts gebrochen zu sein schien, auch wenn sie einen brennenden Schnitt oder tieferen Kratzer auf dem Brustbein spürte. Die kleine rote Flasche mit dem so kostbaren Rosenwasser war weg, zerbrochen; nur eine einzige kleine scharfkantige Scherbe war übrig geblieben und stach ihr in die Haut. Aber Antje freute sich geradezu darüber. Sie lebte noch, so viel stand fest – und, ganz egal wo sie war, sie würde nicht noch einmal ein Schiff besteigen. Sollte Thure Svensson doch eine Andere heiraten; sollte ihr Vater doch andere Mittel finden, um sein Handelskontor zu sanieren und den zukunftssträchtigen Vertrag zu unterzeichnen. Sie würde alles dafür tun, dass sie nicht mit in diese Geschäfte hinein gezogen wurde – nicht noch einmal und nicht nach dieser Überfahrt. Ob es das Hufeisen, das Geschenk von Maarten, gewesen war, das ihr Glück im Unglück gebracht hatte? Oder hatte ihr Schutzengel über ihr gewacht und sie an diese Küste gespült? Und wo war eigentlich das Fass? Denn da war ein Fass mit Äpfeln gewesen, von dem sie jedoch nichts erspähen konnte, als sie den Kopf in die Luft streckte und mit vor Kälte steifen Gliedern mühsam ihre Umgebung betrachtete. Sie schien an einem Strand zu liegen, ob an der Küste einer Insel oder eines Landes wie Holland, Dänemark oder Schweden wusste sie nicht zu sagen. Und es spielte auch keine Rolle, die Hauptsache war, dass sie noch am Leben war und ihr Vater sie hier hoffentlich so schnell nicht finden würde.

Auch wenn sie entsetzlich fror, kam sie nicht umhin zu bemerken wie schön der Strand war, an dem sie lag, gerade jetzt, da kaum Wind wehte und der neue Tag sich ankündigte. Über ihr spannte sich der rosa gefärbte Himmel des frühen Morgens. Hinter ihr schien das zurückgewichene Meer zu sein, jedenfalls waren ihre nackten schlanken Beine im zerrissenen Rest ihres nassen Unterrocks noch von Wasser umgeben, während ihr nur vom verrutschten Mieder bedeckter Oberkörper und ihr Kopf nur auf dem nassen Sandstrand lagen.

Vor ihr erhob sich in einigen hundert Metern Entfernung ein mit Strandhafer bewachsener Deich, über den das regelmäßig aufblitzende Feuer eines Leuchtturms zu erkennen war. Und von dort sah sie eine Gestalt herankommen, dem Gang und der Silhouette nach zu urteilen war es ein Mann. Antje wollte aufspringen, weglaufen oder sich in den nassen Sand eingraben und verstecken. Aber sie hatte nicht die Kraft dazu. Ihr ganzer schwächlicher Mädchenkörper schien damit beschäftigt zu zittern wie das Laub an den Pappeln, die zuhause in Amsterdam den kleinen Garten hinter dem Kontor gesäumt hatten.

Bebend beobachtete sie, wie der Mann näherkam – schnurgerade auf sie zu. Es fiel ihr schwer, nicht zu schreien, als sie die lange Harpune erblickte, die er über der Schulter trug. Er ließ sie in den Sand gleiten, als er bei ihr anlangte und sah, dass es sich bei ihr nicht um einen Seehund handelte.

„Moin“, sagte er mit rauer Stimme, die von den Seehundpelzen seiner Jacke gedämmt und seltsam verfremdet wurde; denn auf den zweiten Blick bemerkte sie, dass er ein noch junger Mann war, vielleicht drei oder vier Jahre älter als sie selbst. Seine blauen Augen leuchteten in seinem wettergegerbten Gesicht mit dem dichten rotbraunen Vollbart, wenngleich er sie mit einiger Sorge musterte.

„Hebb das Meer dich bracht?“ fragte er vorsichtig und zog, ohne ihre Antwort abzuwarten, die Jacke aus Seehundpelzen aus und legte sie ihr um, sodass Antje darin noch die Wärme seines Körpers nachspüren konnte.

Er griff vorsichtig nach ihren Schultern und half ihr sich aufzurichten. Sie zitterte immer noch, auch wenn die Jacke langsam ihre Wirkung zu tun begann. Er zog sie auf die Füße, die eisig kalt im nassen Sand zu stehen kamen.

„Kom“, sagte er leise, während er sie auf seine Arme nahm, die Harpune ergriff und – als wäre sie nicht schwerer als ein Seehundfell – auf dem Absatz kehrt machte, „ich trag dich hem. Ich hette Frieder. Und du?“

„An...“, begann Antje, bevor sie sich eines Besseren besann; was, wenn ihr Vater nach ihr suchen ließ? Würde man sie hier finden? Sie musste sich einen neuen Namen geben, um es den Suchenden nicht zu leicht zu machen, auch wenn sie ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust verspürte, als sie an den Kummer dachte, den sie ihrem Vater damit bereitete. Aber er hatte es selbst heraufbeschworen, als er sie an diesen Svensson verschachert hatte. Sie musste nun sehen, wo sie blieb, und ein neues Leben beginnen.

„Anne“, sagte sie deshalb und spürte, dass Frieder zufrieden lächelte, während er sie über den Strand zum Deich hinüber trug.

Hinter dem Deich kam eine schmale Straße aus festgewalztem Sand, dann eine breitere Straße aus roten Ziegeln, die schließlich von einer anderen mit echtem Kopfsteinpflaster gekreuzt wurde. Die Häuser waren aus rotem Backstein und größtenteils mit Reet gedeckt; einige waren weiß gekalkt. Alle hatten sie ihren Namen am Giebel oder an der Front stehen.

Antje, die nun Anne hieß, las im Vorbeigetragenen Namen wie ‚Haus Nordstern‘, ‚Haus Deichgraf‘ oder ‚Haus Seemöwe‘, bevor Frieder an einer Biegung in der Straße vor einem hübschen roten Backsteinhaus stehen blieb. ‚Haus Westwind‘ stand daran. Ihr fielen aber besonders die beiden gekreuzten Harpunen auf, die wie ein Zeichen der Warnung über der Haustür mit den kleinen Milchglasfenstern angebracht waren.

Frieder lehnte seine Harpune neben der Tür an die Wand und klopfte dreimal. Es dauerte keine Minute, bis drinnen Schritte zu vernehmen waren. Ein rundlicher Schatten erschien hinter den Milchglasfenstern, der sich als kräftige Frau mit dichtem rostbraunem Haar entpuppte. Es war auf den ersten Blick allzu deutlich zu erkennen, dass hier eine Schwester von Frieder in der Tür stand.

„Wat hebb wi hier?“ fragte sie erstaunt, als sie ihren Bruder mitsamt seinem ungewöhnlichen Fund erblickte. „Keen Sjöhund heut?“

Frieder schob sich an seiner Schwester vorbei ins Haus und setzte die zitternde Anne auf der harten untersten Stufe einer steilen Treppe ab, die ins obere Stockwerk hinaufführte.

Dann rief er etwas in seiner Sprache, das die angesichts der Wärme des Hauses leicht benommene Anne beim besten Willen nicht verstehen konnte. Es lockte aber eine gemütlich wirkende Frau mit graumeliertem Haarknoten heraus, die

sogleich Anweisungen an eine weitere Frau jüngerer Alters – augenscheinlich auch eine Schwester von Frieder – gab, die geschäftig mit großen Kannen aus Messing zu hantieren begann. Anne begriff, dass sie ihr ein heißes Bad einließ. Denn als die beiden jungen Frauen ihr schließlich aufhalfen und durch eine Tür in einen kleinen gekachelten Raum voller Wasserdampf führten, sah sie den Kupferzuber, in den sie nur zu gern stieg. Ihre Gliedmaßen brannten wie Höllenfeuer, als die Kälte wich und das Leben zurückkehrte.

Schmunzelnd beobachte ich, wie Leo den dicken Wälzer über Nolde sorgsam in Packpapier einschlägt und gegen den wieder stärker werdenden Regen in einer Plastiktüte verstaut. Ruben hat die stolze Summe von achtundneunzig Euro fünfundneunzig bezahlt und sich eine Quittung ausstellen lassen, die er in sein Portemonnaie steckt, bevor er sich die Tüte mit dem eingewickelten Buch unter den Arm klemmt und von Leo verabschiedet.

Ich sehe dem Bruder meiner Mitbewohnerin deutlich an, dass er Interesse an dem hübschen Ruben hat, wenngleich Leo derzeit mit Jacob zusammen ist, seitdem mit Vanessa Schluss ist. Ich weiß nicht genau, ob es nur an seinem durchaus ansprechenden Äußeren liegt oder an seiner – wie er immer sagt – ‚kosmopolitischen‘ Art; vielleicht ist es auch sein bis heute nicht ganz verschwundener holländischer Akzent, der Leo so interessant macht, dass er sich seine Partner nach Belieben aussuchen kann. Die kurze, verwirrende Phase, in der er sich um mich als neuer weiblicher Gespielin bemüht hat, ist glücklicherweise schnell genug vorbei gewesen, um unsere Freundschaft nicht zu gefährden. *Obgleich es sicherlich interessant geworden wäre...*

Die scheinbare Wahllosigkeit, mit der Leonard Bethmann Männlein und Weiblein gleichermaßen nachstellt, verwundert mich immer wieder aufs Neue, auch wenn ich mir durchaus bewusst bin, dass ich mir kein Urteil über sexuelle Vorlieben meiner Mitmenschen bilden darf.

‚Höchstens über die von Jonas‘, schießt es mir durch den Kopf, während ich den Trockenheitsgrad von Rock, Jacke und Pullover prüfe, die ich über die Heizung gehängt habe, die im Gang vor meiner Werkstatt auf Dauerbetrieb läuft, seit

ein beliebter Kunde den Drehknopf abgebrochen hat. In T-Shirt und einer von Leo geliehenen halblangen Jogginghose mache ich zwar keinen modischen Punkt, entkomme aber mit Glück einer deftigen Erkältung, bis meine eigene Kleidung wieder trocken ist.

Meine wütenden Gedanken heizen mich von innen her noch weitaus besser auf als der Becher dampfenden Kräutertees, den Leo mir gleich nach dem Hereinkommen verpasst hat, noch bevor er Ruben einen anbot und ein höfliche Verneinung zur Antwort erhielt. Die beruhigende Wirkung von Leos Spezial-Kräutermischung ist heute jedoch an mir gänzlich verloren; meine Gedanken sind einzig und allein auf ein Thema gerichtet.

„Verdammt nochmal, Jonas!“ schimpfe ich innerlich. „Warum musstest du mir das antun? Ich wollte etwas Ernsthaftes, einen Mann, auf den ich mich immer verlassen kann, zärtlich und vielleicht etwas melancholisch veranlagt. Ich habe gedacht, das wärst du. So hast du jedenfalls auf mich gewirkt, damals, als wir uns kennenlernten. War das alles Lüge? Hast du mich diese ganzen acht Jahre lang nur verarscht?“

Bevor ich weiter darüber nachdenken kann, steht Ruben mit dem Buch im Arm lächelnd vor mir und wirft einen neugierigen Blick auf meinen Ausstellungsraum im kleinen Vestibül des Buchladens, das ein leicht bauchiges Fenster als Auslage nutzt. Die Deko-Artikel und Schmuckstücke aus Silberdraht, Glas, Holz, Stein und Halbedelstein glitzern im Licht der vier Halogenstrahler, die das Schaufenster bunt ausleuchten. Blaue und grüne Farbtöne changieren mit Gelb und Orange, je nachdem wie ich meine kleinen Schätze anordne.

Besonders das Meerglas, das sich wunderschön auf den Teelichthaltern und der großen Schmuckschale für Schwimmkerzen in Fischform macht, schimmert sehr geheimnisvoll. Ich weiß kaum noch zu sagen, wie viele Kilogramm – Tonnen? – dieser faszinierenden Glasscherben ich bereits aus dem Sand am Strand der Elbe und diverser Urlaubsorte gesammelt habe. Diese ‚Juwelen des Meeres‘ sind seit jeher meine liebsten Materialien, die sich außer zu Schmuck noch zu vielerlei schönen anderen Sachen zusammen basteln lassen und sich darüber hinaus auch gut als Blickfang – oder Gesprächsanfang – eignen.

Auch Leo hat mich zuerst auf einen weißen Keramikteller angesprochen, der am Rand mit grünen und grünblauen Meerglasstücken beklebt gewesen ist. Vor

gut drei Jahren ist das gewesen, als ich noch nicht mit Gaby zusammen sondern bei Oma Pinka in Osdorf wohnte und nur auf dem Flohmarkt in Flottbek und auf dem Spritzenplatz in Ottensen meinen kleinen Stand hatte.

Der Rest ist Geschichte, die WG mit Gaby in einer Altbauwohnung im zweiten Stock eines Jahrhundertwende-Hauses unweit des Spritzenplatzes an einer schmalen Einbahnstraße mit Kopfsteinpflaster und natürlich der Verkaufsraum und meine kleine Werkstatt im alten Lagerraum hinter Leos Buchladen – all das verdanke ich nur dem Meerglas – *seiner Faszination und seiner Magie...*

Und auch jetzt ist es die Schale mit den Schwimmkerzen, die Ruben als Erstes ins Auge fällt. Neugierig geht er näher heran und betrachtet er die von Meerwasser und Sandboden so glatt und seltsam schmeichlerisch geschliffenen Scherben aus blauem, grünblauem, grünem, braunem und weißen Glas, die in der Form eines unregelmäßigen Ovals eine Schale bilden.

„Ist das Glas?“ fragt er.

„Ja, Meerglas.“

„Wie hast du es so seltsam trübe bekommen?“

„Das kommt vom Salzwasser“, erkläre ich in geübter Manier und stelle mich neben ihn. „Das Glas hat einst zu einer Flasche gehört, die ins Meer fiel und zu Bruch ging. Über Jahre ist jede Kante verschwunden und das Salz hat die Oberfläche angegriffen, sodass sie nun so aussieht wie ein feiner poröser Schwamm. Unter dem Mikroskop siehst du, dass ganze Teile des Glases herausgelöst sind. Ich liebe Meerglas, es eignet sich fantastisch zum Herstellen von Deko-Artikeln und Schmuck.“

„Schmuck?“

„Ja“, nicke ich und deute auf meine eigene Kehle, „hier, zum Beispiel dieser kleine orangefarbene Anhänger an meiner Kette, das war mal Teil von einem Glas oder einer Flasche und wurde vom Meer zu einem Herzen geformt.“

„Wunderschön. Aber sind Glasscherben nicht normalerweise flach?“

„Ja, meistens, da hast du recht. Siehst du beispielsweise den Ring da vorne?“

„Der mit dem ovalen blaugrünen Stein?“

„Ja, genau der“, nicke ich und angle ins Schaufenster, um Ruben den Ring zu zeigen. „Das ist auch Meerglas, aber ein besonderes Stück. Es ist ganz flach und

beinah perfekt oval geschliffen. Es muss mindestens zwanzig Jahre von Wasser und Sand bearbeitet worden sein, womöglich sogar noch länger.“

„Verrückt“, murmelt Ruben, „was es alles gibt... Dann ist der Stein an der Kette dort vorne auch aus einer Glasscherbe, die im Meer lag?“

Sehr gut, er interessiert sich für meine Arbeit und für Meerglas. Was Jonas nie gemacht hat. Vielleicht wäre Ruben...? Hör auf zu träumen, Tony!

„Ja“, antworte ich etwas verspätet, „das ist auch ein sehr schönes Stück, vier-einhalb Zentimeter lang, beinah herzförmig und ganz flach. Das Tolle am Meer-glas ist, dass es sehr leicht ist. Ich selbst habe einen Halsreifen wie den dort, allerdings mit einer fast kreisrunden blauen Scheibe von gut fünf Zentimetern Durchmesser als Anhänger.“

„Das wäre was für meine Schwester Sara“, murmelt Ruben und betrachtet die kleinen handgeschriebenen Preisschilder, die selbst den Halsreifen, die Kette und den Ring, den er mir vorsichtig zurückgibt, zu erschwinglichen Geschenken machen. „Fertigst du auch Auftragsarbeiten an?“

„Klar“, nicke ich sofort und platziere den Ring wieder auf sein weißes Sandbett, das auf dunkelblauem Samt auf der linken Seite des Fenster ausgestreut ist; die rechte Seite ist mit weichem dunkelgrünem Samt ausgelegt, während die Mitte von einem hellgelben Chiffonschal bezeichnet wird, von dem sich diverse Deko-Artikel besonders gut abheben.

„Sara mag Grün am liebsten“, fährt Ruben fort. „Könntest du eine Kette für sie anfertigen? Vielleicht mit so einer runden Scherbe in der Mitte und einigen von den kleineren außen herum?“

Gute Wahl! Der Mann hat Geschmack. Kein Wunder, dass auch Leo ihn ziemlich attraktiv... Oh Mann, Tony! Hör auf zu träumen, antworte!

„Natürlich“, nicke ich wieder etwas verspätet. „Komm mit, ich zeige dir meine Werkstatt. Dort liegt auch mein Material; du kannst dir die Meerglasstücke für die Kette gern selbst aussuchen.“

„Hier sind die grünen“, füge ich hinzu, als ich eine Minute später im hellen Schein der Arbeitslampe neben Ruben am Werk Tisch stehe und ihm die stapelbaren Plastikkisten mit meinem Material zeige. „Such dir welche aus.“

Ruben entscheidet sich für eine etwa drei Zentimeter lange, tropfenförmige flache Scherbe aus dunkelgrün schimmerndem Meerglas, dazu je zwei kleinere

mittelgrüne längliche Stücke und zwei kaum einen Zentimeter breite hellgrüne beinah quadratische Stückchen.

„Ich schlage Silberdraht vor“, sage ich ruhig, nachdem ich die Scherben auf der Arbeitsfläche inmitten von Werkzeugen wie Drahtzangen, Schleifpapier und der filigranen Handbohrer angeordnet habe. „Das große Stück werde ich in eine sehr dünne ornamentale Halterung aus Silberdraht fassen; die kleinen Stücke bohre ich an, sodass ich sie ringsum auf den Silberdraht fädeln kann. Okay?“

„Klingt gut“, nickt Ruben, der mir plötzlich – oder schon die ganze Zeit? – sehr nahe ist. *Angenehmer Duft, nach Orangen und... Weihrauch?* Seine Stimme ist kaum ein Flüstern, während ich zum ersten Mal seit dem Schock am Morgen so etwas wie ein Hochgefühl in der Gegenwart eines Mannes verspüre.

Es verwundert mich kaum, dass Ruben mir nun sanft eine angetrocknete Haarsträhne aus der Stirn wischt und dabei seine warme Hand länger als nötig über meine Wange streifen lässt. Seine großen Augen haben im Licht der Arbeitsleuchte einen goldenen Schimmer, der sich jedoch zu einem dunklen Glimmen verringert, als er noch näher kommt und wie selbstverständlich einen Kuss auf meine Wange platziert.

„Danke, Tony“, murmelt er leise direkt neben meinem Ohr. „Du hast meinen Tag gerettet. Darf ich dich wiedersehen?“

Ja, ja, ja!

Erst jetzt bemerke ich, dass mein Herz zwei Gänge hochgeschaltet hat. Es ist geradezu ein Weckruf für mein angegriffenes Gemüt, sodass ich alle Vorsicht in den Wind schreibe und statt zu nicken meinerseits mit einem Kuss auf seine glatt rasierte Wange antworte, während mir trotz T-Shirt und knielanger Hose plötzlich heiß wird, als Ruben noch näher kommt. *Vorsicht, Tony... Shut up!*

Seine Arme umschließen mich behutsam, während er vorsichtig meine Lippen mit seinen sucht, findet und mir einen richtigen Kuss gibt. Ich fühle mich wohl – oder ist das nur die Vergeltung für den Verrat von Jonas? *Egal, und wenn? Ich habe auch ein Recht auf etwas Spaß und vielleicht neues Glück, oder nicht?*

Ich beschließe, einfach das Hier und Jetzt zu genießen und erwidere den Kuss, der zunehmend fordernder wird. Bevor es jedoch zu mehr kommen kann, klopft es an der Tür. *Verdammt nochmal!*

Ich zucke zusammen und schiebe Ruben von mir weg, als ich die Stimme von Leo höre, der nach Mittagessen fragt. Rasch nehme ich mein Auftragsbuch in die Hand, trete an Ruben vorbei und öffne die Tür zum Laden.

„Ach, ich dachte schon, du wärst wieder weg“, grinst Leo, wobei ich mir nicht ganz sicher bin, ob er dies zu mir oder zu Ruben sagt. „Ich wollte nur sagen, ich habe hier vorne einen Salat für dich, Tony, und einen Latte Macchiato.“

„Danke“, antworte ich und zwing mich zu einem Lächeln. „Ich mach noch kurz die Auftragsannahme fertig – Ruben möchte eine Kette für seine Schwester – und dann bin ich da, okay?“

Leo nickt und zieht – nicht ohne einen leicht bedauernden Blick auf Ruben und dessen ansehnliches rückseitiges Profil zu werfen – die Tür ran, sodass ich mit kribbelnden Wangen und dem etwas verschämt dreinblickenden Ruben neben mir das Auftragsbuch richtig herum drehen und die Bestellung eintragen kann. Zum Schluss lege ich die ausgesuchten Meerglasscherben in eine kleine durchsichtige Plastikbox und beschrifte diese mit derselben Nummer wie die Bestellung im Auftragsbuch, bevor ich den Plastikdeckel sorgsam schließe und die Box neben einige andere ins Regal für die *To Do's* stelle.

„Wie eilig hast du es?“ frage ich leise.

Ruben versteht mich offenbar absichtlich falsch, denn er antwortet mit einem ein bisschen schelmisch wirkenden Grinsen, dass er mich am liebsten gleich für heute in seine Doktoranten-Wohnung in Eidelstedt zum Abendessen einladen würde. *Ja, ja, ja! Aber, Moment mal... Betty!*

„Heute abend bin ich schon mit Betty verabredet“, antworte ich mit ehrlichem Bedauern. „Wir wollen ins Kino gehen. Und meine beste Freundin kann ich nicht so einfach versetzen...“

„Dann habe ich einen anderen Vorschlag“, lächelt Ruben und streicht mir dabei zärtlich über die Wange. „Ich halte das Arbeitstreffen mit meinem Doktorvater morgen kurz und hole dich danach zu einem Spaziergang an der Elbe oder in einem der Parks ab. Sagtest du nicht, dass es in einem davon eine Ausstellung über Ernst Barlach gibt?“

„Im Jenischpark“, will ich antworten, doch es ist eine Männerstimme, die an meiner Stelle diese beiden Worte ausspricht. *Hoppla, Jonas?*

Erstaunt fahre ich herum, während Ruben die Hand sinken lässt und ein Stück von mir abrückt; denn es ist – *zum Glück* – nicht Jonas, der gesprochen hat. Im ersten Moment habe ich tatsächlich erwartet, dass es Jonas ist, der in der Tür steht und Ruben kampflustig anblickt.

Aber es ist Stoffel, Bettys älterer Bruder Christopher, dessen dunkelbrauner Lockenkopf in Höhe von einem Meter dreiundachtzig dem etwa gleich großen Ruben aus meeresgrünen, leicht melancholischen Augen entgegen starrt. Es ist schon eine Weile her, dass ich ihn gesehen habe. Deshalb bin ich von seinem Auftauchen mehr als überrascht. Seine Stimme hat tief und so erwachsen geklungen, was durch seine Erscheinung in den halblangen Chinos samt Poloshirt jedoch wieder ausgehebelt wird; oder ist das nur der Ärger, der ihm deutlich ins Gesicht geschrieben steht? *Und seit wann sieht er so – gut! – aus? Wo ist der pummelige Stoffel von früher hin?*

„Hallo Stoffel“, sage ich schnell, bevor der Sturm in seinem meeresgrünen Blick die Oberhand gewinnen und es gegen seine Überzeugung zu unentschuldbar dummen Handgreiflichkeiten kommen kann. „Was gibt es denn?“

Ich bin sehr bemüht, Ruhe zu bewahren; denn mein Herz hat einen Hüpfertan wie ich bisher keinen erlebt habe. Wahrscheinlich bin ich immer noch ganz durcheinander von der Sache mit Jonas und dem Kuss von Ruben gerade eben. Oder warum zittern meine Hände, sodass ich rasch die Arme hinter meinem Rücken verschränken muss, damit Stoffel es nicht sieht?

Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, dass er im Fitness-Studio war. Und ich wette, das da unter dem Shirt ist sowas wie ein Waschbrettbauch... Ernsthaft, Stoffel? Du und Sport?

Er achtet nicht weiter auf mich, sondern misst Ruben mit einem prüfenden Blick. Auch wenn Christopher Thormann im Grunde genommen ein Pazifist ist, habe ich das untrügliche Gefühl, dass er meinem neuen Bekannten am liebsten eine reinhauen würde. Ich schreibe es seinem ausgeprägten Beschützerinstinkt zu, mit dem er mich schon bei mehreren Gelegenheiten – wenn wir zusammen mit Betty in Hamburgs Clubs unterwegs waren – vor unerwünschten Zudringlichkeiten zu bewahren gewusst hat, jedoch stets ohne Gewalt.

„Dein Kaffee wird kalt“, antwortet er etwas verspätet, nachdem er die Muskeln an seinen wohlgeformten Armen angespannt hat. „Das wollte ich eigentlich nur

sagen. Und dass Betty nachher später kommt – sie muss noch was wegen ihrer Semesterarbeit besprechen..., mit Du-weißt-schon-wem...“

Ich verstehe dies grinsend als Anspielung auf Bettys heimlichen Liebhaber, der gleichzeitig ihr Dozent für Kunsterziehung ist. Wirklich kennengelernt habe ich diesen faszinierenden Daniel Hamid Kerala bisher noch nicht, obgleich Bettys Beziehung mit ihm nun schon ganze drei Monate anhält.

„Wir hätten dann ja alles geklärt“, wende ich mich betont geschäftsmäßig an Ruben, um Stoffels unwölkte Miene nicht noch weiter zu verdüstern. „Hier, das ist meine Visitenkarte. Ich denke, ich werde drei Tage brauchen. Ist das für dich okay?“

Sag jetzt nichts Falsches. Wer weiß, was der neue Stoffel sonst macht...

Ruben nickt und steckt die Karte sorgsam ein, bevor er Stoffels stummer Aufforderung folgt und an ihm vorbei durch die Tür in den Buchladen geht. Es ist mir seltsam unangenehm, für einen kurzen Moment mit Bettys Bruder hier in meiner Werkstatt zu stehen und seinen meeresgrünen Blick auf mich gerichtet zu spüren. Nicht zum ersten Mal fällt mir auf, dass er das gleiche eher schmale Gesicht mit den hohen Wangenknochen hat wie seine Schwester. Im Gegensatz zu Betty ist seine gerade Nase an der Spitze eine Idee nach unten gebogen; das Faszinierendste sind aber die sieben feinen Sommersprossen, die sich auf dem schmalen Nasenrücken verteilen wie das Sternzeichen Kassiopeia.

Hat er immer schon so ausgesehen? Warum ist mir das früher nicht aufgefallen – na klar, Jonas!

„Mit Jonas ist Schluss“, fühle ich mich genötigt zu sagen; er reagiert auf die Mitteilung mit einer leicht in die Höhe gezogenen Augenbraue und einem Laut, der halb unterdrückt ein abschätziges Schnauben oder ein erleichterter Seufzer sein könnte. Da sich Ruben aber in just diesem Moment von mir verabschiedet und den Buchladen verlässt, komme ich nicht dazu, mich weiter über Stoffels ungewohnte Reaktion zu wundern.

Dankbar nehme ich Leo den Becher mit lauwarmem Latte Macchiato ab, den ich mit großen Schlucken leere, bevor ich mich auf einen Sessel in der Lese-Ecke zu ihm setze und meinen Salat zu essen beginne.

Stoffel lehnt an einem Regal neben mir und unterhält sich über meinen Kopf hinweg mit Leo – Gesprächsthema ist so wie immer bei den beiden die Kunst im Allgemeinen und der Expressionismus im Besonderen.

„Für meinen letzten Entwurf“, berichtet Stoffel, „habe ich mich ein bisschen an Kirchner orientiert; der Kunde fand es super, war sich dann aber bei den Farben nicht so ganz sicher. Ich bin mal gespannt, ob die Website so online gehen wird wie ich sie entworfen habe; oder ob sie wieder auf Nummer sicher gehen und sich lieber an impressionistische Einflüsse halten.“

„War das auch der Kunde“, fragt Leo und schaufelt sich mit großen Bissen Salat in den Mund, „der sich letztes Jahr statt deinem, an Dalí angelehnten Design für Monet entschieden hat?“

Stoffel nickt und brummt etwas von „Seerosen“, die mehrheitstauglicher sind als zerfließende Uhren und langbeinige Tiere der Savanne. Ich bin fast mit dem Salat fertig, bevor Bettys Bruder erneut das Wort an mich richtet. Er fragt nicht direkt, aber sein Interesse ist unverkennbar, als er von „egozentrischen Chef-arztsöhnen“ spricht, die eine kluge Frau kaum richtig wertschätzen.

Da es noch zu sehr schmerzt, weiche ich detaillierten Erklärungen aus und ver-rate den beiden nur, dass ich nichts mehr von Jonas wissen will, was Stoffel gut zu gefallen scheint – oder bilde ich mir das nur ein? *Träum weiter, Tony!*

Leo gibt sich alle Mühe, den Blick der meergrünen Augen auf sich zu ziehen und das Fachsimpeln über Kunst – worauf ich nur selten einsteige – weiterzuführen. Stoffel tut ihm diesen Gefallen jedoch nicht, sondern wendet sich in erster Linie an mich. Ich antworte ihm vage und vorsichtig; die Details wird nur Betty zu hören bekommen – wozu sind wir schließlich ‚best friends forever‘?

Stoffel gibt sich jedoch nicht so leicht geschlagen. Er stochert noch eine Weile nach, wengleich ich seine impliziten Fragen mit Schweigen beantworte. Als er das Gespräch schließlich geschickt auf Ruben lenkt, kürze ich ab und berichte knapp, dass ich Ruben per Zufall in der Bahn getroffen und zum Haus gegenüber geführt habe.

„Seine Familie hat früher dort gewohnt“, sage ich ernst. „Damit meine ich seine Großmutter und deren Eltern. Ihr kennt doch die Stolpersteine.“

„Oh“, macht Leo, während Stoffel betroffen schweigt. „Welche Familie ist es? Kirchhoff, Weiss oder Lipowetzky?“

„Weiss.“

„Tut mir leid. Wenn ich das gewusst hätte...“

„Dann was?“ fragt Stoffel mit belegter Stimme. „Hättest du dich im Namen des heutigen deutschen Volkes bei ihm entschuldigt? Was würde denn das bringen – ich meine, kannst du Massenmord ungeschehen machen?“

„Du willst mich absichtlich falsch verstehen, oder?“ brummt Leo kopfschüttelnd und leert seinen Kaffeebecher, bevor er ihn zusammen mit den leeren Salat-schüsseln in die Papiertüte stellt, die nachher in die blaue Tonne im Hinterhof wandern wird. „Ich meine doch nur, dass dieser Ruben Weiss interessant ist. Das findet Tony auch, nicht wahr, Süße?“

Ist das so offensichtlich gewesen? Ruhig bleiben, Tony!

„Ach ja?“ Stoffel zieht eine Augenbraue hoch. Um seine Mundwinkel spielt ein Zug, der hart sein könnte, sich aber bei den nächsten Worten zu spitzbübisch wandelt. „Gleich schon wieder Hals über Kopf in die nächste Falle getappt? Du kannst es nicht erwarten, dass man dir wehtut, was?“

Er lacht dazu, klingt aber nicht fröhlich, eher schadenfroh. *Idiot!*

„Na, Tony? Ertappt?“ grinst er schief. *Ruhig, nur ruhig. Von ihm lasse ich mich nicht einschüchtern. Die neue Tony hat das nicht nötig.*

Er wartet auf meine Reaktion und mustert mich herausfordernd. Ich schweige und schiebe mir betont gelassen den letzten Rest meines Salats in den Mund, bevor ich Leo die leere Verpackung samt Kaffeebecher reiche, in dem sich nur noch ein kleiner Karamellschaumrest befindet. Natürlich hat er so recht wie selten; Ruben ist rein optisch genau mein Typ – ganz anders als Jonas, der mit seinem aschblonden Haar und den graublauen Augen ein Versuch war, der jedoch vor allem an seiner egozentrischen Art und seinem Treuebruch mit dieser grässlichen Sabrina gescheitert ist. *Dieser Scheißkerl!*

Unwillkürlich frage ich mich, wie Ruben wohl reagiert hätte, wenn er einer wie Sabrina begegnen würde. Der leicht melancholische Ausdruck in seinen tiefen braunen Augen zeugen von einer Reife, die ein Jonas Markgraf niemals besitzen wird; aber vielleicht ist das nur der Situation geschuldet gewesen, da Ruben ja auf Exkursion in seine eigene Familiengeschichte war.

„Er ist nett“, fährt Leo fort, „und hat einen ansehnlichen Körper, vielleicht eine Spur zu untrainiert, um mir wirklich zu gefallen. Aber Frauen sehen darüber ja oftmals hinweg, was, Tony?“

„Ach, du“, brumme ich und drohe ihm spielerisch mit dem Finger. „Du hast von ihm nichts zu befürchten, Schatzi, das weißt du doch. Du bist und bleibst der Einzige für mich, ehrlich.“

„Wenn du dabei nicht so unverschämt grinsen würdest“, antwortet Leo trocken und verzieht die Mundwinkel zu einer bedauernden Miene, „könnte man es dir fast glauben, Schätzchen. Aber ich habe schon verstanden, schon gut, ich lasse meine Finger von deinem hübschen Israeli, versprochen.“

„Ihr seid unmöglich“, murmelt Stoffel mit gerunzelter Stirn, wobei er mich aus seinen meeresgrün schimmernden Augen nachdenklich mustert. „Als ob ihr ein altes Ehepaar wäret. Ein Glück, dass gerade keine Kundschaft da ist; die – oh Mann, die hätten das bestimmt vollkommen falsch verstanden.“

Was jetzt genau? Seit wann hat Stoffel ein Problem damit, dass ich mich so gut mit Leo verstehe?

„Bist du endlich fertig?“ knurrt Leo lachend und boxt freundschaftlich nach der schlanken Hüfte von Stoffel, der geschickt ausweicht und den Hieb mit einer so lässigen Bewegung pariert, dass ich unwillkürlich an Martial-Arts denken muss – ob Christopher Thormann seine Fitness statt durch Studio mit Karate oder Kung-Fu oder etwas ähnlichem erhalten hat?

„Ich wollte nur anmerken“, beantwortet er Leos Frage aus sicherer Entfernung direkt hinter dessen Sessel, „dass unsre Tony ein gutes Händchen hat, um einen lukrativen Auftrag an Land zu ziehen. Was wirst du ihm für die Kette berechnen – fünfzig Euro? Achtzig? Hundert?“

„Spinnst du?“ kichere ich und stehe auf, um an ihm vorbei zurück zu meiner Werkstatt zu gehen und mich ans Werk zu machen. „Dreißig Euro, höchstens. Immerhin ist das nur Glas, kein Edelstein.“

„Hm“, macht Stoffel leicht beleidigt. „Hat mir nicht mal jemand erzählt, dass es bei diesem Glas auch so seltene Stücke gibt, dass sie eigentlich wertvoller sein müssten als Saphire und Smaragde?“

„Du meinst die Meerglasherzen“, nicke ich und frage mich unwillkürlich, ob er sich wirklich an unser Gespräch vor gut acht Jahren erinnert oder nur den herz-

förmigen Anhänger meiner Kette gesehen hat, der ein orangerotes, fast perfekt geformtes Herz aus Meerglas darstellt und in feinsten Silberdraht gefasst ist. Dieses kleine leuchtend orangerote Gebilde stammt vom Südstrand der Nordsee-Insel Borkum, wo ich seit meinem achten Lebensjahr alljährlich mindestens drei Wochen der Sommerferien verbracht habe – in Begleitung der Familie Thormann, die dort ein kleines Reetdachhaus gleich hinterm Deich gekauft hat. Auch meine Großmutter Pia Katrina Sanders, stets nur ‚Pinka‘ gerufen, ist bis zu ihrem Tod im vergangenen Juni mit nach Borkum gefahren; einzig Anton Leopold, laut Geburtsurkunde mein Vater, ist nie mit dabei gewesen. *Warum auch? Er hätte sowieso nur gearbeitet und schlechte Laune gehabt...* Ich weiß nicht einmal mit Gewissheit zu sagen, in welchem Land der Erde mein Vater gerade als gefragter Architekt unterwegs ist und wahlweise hypermoderne Wohnhäuser, Wolkenkratzer oder Fußballstadien für Ölscheichs oder andere Superreiche baut.

In meinem knapp dreiundzwanzigjährigen Leben habe ich meinen Vater kaum mehr als vier Wochen am Stück zu Gesicht bekommen; seit dem Tod meiner Mutter Thea vor einundzwanzig Jahren habe ich ausschließlich bei Oma Pinka gelebt, bevor ich vor zwei Jahren mit Gaby zusammen die WG bezog. In all der Zeit hat sich der Kontakt zu Anton höchstens auf Weihnachten oder Ostern beschränkt, da er manchmal sogar meinen Geburtstag am ersten August vergisst.

„Hey Tony, träumst du?“

Stoffel klingt ein bisschen besorgt, da ich offenbar eine Frage überhört habe und nur nachdenklich am Türrahmen zu meiner Werkstatt lehne. Verlegen sehe ich ihn an und stelle erneut fest, wie erwachsen er geworden ist.

Die Schultern unter dem hellblauen Poloshirt sind breit und augenscheinlich gut trainiert, was mich unwillkürlich zu der stummen Frage drängt, ob Stoffel ernsthaft Leinwand und Zeichentablet gegen Hanteln und andere Fitnessgeräte eingetauscht hat; denn auch die glatten schlanken Waden, die unten aus den Chinos herauschauen und in Seglerschuhen enden, sind wohlgeformt und so vorzeigbar, dass ich mit einem Mal Leos Bemerkung von vor ein paar Tagen verstehe. „Hintern, Waden und Schultern“, hat er gesagt. „Bei Frauen: Augen, Taille und Füße. Aber frag mich nicht warum, das ist bei mir einfach so.“

Ich muss mich sehr zusammenreißen, um nicht offen auf Stoffels – *erstaunlich knackigen* – Hintern zu starren. Ich gebe mir innerlich einen Ruck und lächle ein verlegenes „sorry, war in Gedanken, was sagtest du?“ in seine Richtung.

Er runzelt mit leicht gekräuselter Nase die Stirn, bevor er wiederholt: „Betty bat mich, dich nachher abzuholen und mitzunehmen, wenn ich mich mit Tom und den Jungs treffe.“ Er zögert kurz und setzt dann erklärend hinzu: „Das *McFit* ist ja gleich neben dem Kino, dann musst du nicht Bus fahren. Okay?“

„Ja, danke“, nicke ich verduzt, wenngleich sich damit eine Frage geklärt hat; offenbar ist es Stoffels bestem Freund Tom doch noch gelungen, aus dem eher künstlerisch veranlagten Christopher Thormann einen Sportler zu machen. Ein Segelboot zu führen hat Tom bisher nie als wirklichen Sport gelten lassen, da es sein Vater – ein Hamburger Rechtsanwalt wie auch Herr Thormann senior – selbst mit einem stattlichen Bierbauch schafft, seine Fahrtenyacht zu führen.

Aber warum tut Stoffel seiner drei Jahre jüngeren Schwester so widerstandslos diesen Gefallen? Es verwundert mich sehr, ihn so hilfsbereit und, ja, geradezu liebenswürdig zu sehen; immerhin ist es noch nicht allzu lange her, dass die beiden wie Hund und Katze gewesen sind, was Betty stets durch Koalition mit mir zu ihrem Vorteil zu drehen vermochte – was dann wiederum mich in die Schusslinie brachte. Wie oft hat Stoffel mich schon geneckt, mit meinen Haar-Experimenten aufgezogen (ich bin naturblond, weshalb rot bei mir orange wird) oder mich zurechtgewiesen?

Manchmal habe ich das Gefühl gehabt, dass er sich geradezu einen Spaß daraus gemacht hat, Betty und mich zu ärgern und zu sehen, wie weit er gehen kann. Dass er es dann in doppelter Packung zurückbekommen hat, versteht sich von selbst. Er hat sich zwar nie wirklich darüber beschwert, aber der arme Stoffel muss unter der weiblichen Übermacht – ganz besonders im Urlaub! – gelitten haben wie ein..., nun ja, Hund.

„Der Typ hat dich ganz ordentlich verwirrt, was?“ fragt er leise und mit einem seltsamen Unterton in seiner ansonsten sehr angenehmen Baritonstimme. „Äh, oder ist es wegen Jonas?“

„Ich will nicht darüber sprechen“, wehre ich schroff ab. „Sei mir nicht böse, aber ich muss noch was arbeiten heute. Die Aufträge erledigen sich leider nicht von selbst. Und Betty hat ja schon übermorgen Geburtstag.“

„Oh“, macht Stoffel schuldbewusst. „Dann will ich dich nicht weiter aufhalten. Ich vermute mal, Betty bekommt was Schmückendes?“

Warum blickt er meinen Anhänger so seltsam an? Ist das ein Lächeln?

„Eine Kette so wie meine“, nicke ich. „Aber mit einem braunen Meerglasherz. Es ist das goldbraune, das ich letztes Jahr am Strand der St. Julian's Bay auf Malta gefunden habe, als ich mit Betty dort war.“

„Oh“, wiederholt Stoffel und nickt wohlwollend. „Da wird sie sich freuen. Sag mal, machst du mit dem Meerglas auch irgendwas, das man als Mann...?“

„Verschenken?“ frage ich, da ich nicht glaube, dass ausgerechnet er, der mich immer mit meinem Sammeltick aufgezogen hat, sich für Meerglas begeistern kann – wenngleich er auf Borkum und auch im Urlaub, auf den Scilly-Inseln und in Cornwall vor sieben Jahren, in Ägypten und vor zwei Jahren an der Algarve mitgeholfen hat, am Strand die schönsten Stücke zu finden.

„Äh, genau“, nickt Stoffel eine Spur zu schnell, sodass ich mich unwillkürlich zu fragen beginne, ob da vielleicht doch ein Hauch von Interesse für mein Hobby ist. „Tom hat am sechsten August, drei Tage nach mir, Geburtstag. Ich habe sonst keine Idee, was ich ihm schenken könnte. Seine Mitgliedschaft im Fitness-Studio zahlen seine Eltern genauso wie den Liegeplatz für seine Jolle; und das Abo für *11 Freunde* schenken ihm die anderen Jungs. Ich dachte an was für die neue Wohnung, in die er gerade gezogen ist, da ja mit Lilly Schluss ist.“

Ach ja, stimmt ja. Hat ihn sitzen gelassen und ist mit diesem reichen Amerikaner nach Kalifornien gegangen – im dritten Monat schwanger!

„Da fällt mir schon was ein“, verspreche ich lächelnd. „Lieblingsfarbe?“

„Blau“, antwortet Stoffel wie aus der Pistole geschossen, bevor er verlegen ergänzt: „Ähm, glaube ich jedenfalls.“

„Ich denke drüber nach.“ *Ist Blau nicht auch Stoffels Lieblingsfarbe?*

„Gut, danke. Dann lasse ich dich jetzt mal mit deinen Glasscherben alleine. Pass auf, dass du dich nicht verletzt.“

Da ist er wieder, der alte Stoffel – leicht schnippisch, eine Spur herablassend in der Art, wie er mich bei diesen Worten ansieht, und ansonsten wieder ganz der gelangweilte große Junge, der sich nicht mit ‚Mädchenkram‘ abgibt. Im Gegensatz zu früher stiehlt sich jetzt jedoch ein leises Schmunzeln in sein schmales Gesicht, als er meine beleidigte Miene bemerkt.

„Halb acht okay für dich?“ fragt er im Gehen, was ich mit einem knappen „ja“ beantworte, bevor er zwischen den Bücherregalen verschwindet, sich mit der lässigen Art eines Kumpels von Leo verabschiedet und den Buchladen verlässt. *Blödmann. Aber ein ziemlich hübscher Blödmann... Hallo? Erde an Tony! Hör auf zu träumen! Was ist nur los mit dir?*

Ich brauche einen Moment, um mich daran zu erinnern, dass ich noch arbeiten wollte. Verwirrt stehe ich immer noch in der Tür zu meiner Werkstatt, in der es plötzlich wieder kalt geworden ist. Oder ist da einfach zuvor noch genug Hitze von Ruben gewesen, die bis gerade eben angehalten hat?

Stoffel hat recht gehabt – Ruben hat mich verwirrt. Normalerweise bin ich nicht so schnell dabei, körperliche Nähe mit Männern zuzulassen. Mit Jonas habe ich fast zwei Wochen gewartet, bis ich ihm erlaubt habe, mich ganz ausziehen. *Vielleicht war genau das unser Problem... Habe ich es am Ende etwa selbst verschuldet, dass er sich anderweitig umgesehen hat? Oh Gott, wie viele Sabrinas hat es wohl gegeben in den knapp acht Jahren, in denen wir zusammen waren? Bestimmt viel mehr als ich zählen könnte... Somit habe ich noch was gut, oder nicht? Ist mein plötzlicher Wandel womöglich so zu erklären, dass ich es Jonas heimzahlen will?*

Immerhin, Jonas Markgraf war – und wird es wohl leider immer sein – meine erste große Liebe. Er war der Mann, mit dem ich mich in meinen Träumen vor dem Traualtar stehen sah, natürlich ganz kitschig in Weiß mit ganz viel Tüll und Spitze, riesigen Puffärmeln und allem, was dazu gehört, um aus einer schlanken eher zierlichen Frau wie mir eine Sahnebaisertorte zu machen.

Seltsamerweise habe ich mir nie vorgestellt, wie es wäre, mit ihm *verheiratet* zu sein. Nicht einmal von der Hochzeitsnacht habe ich geträumt. Er war einfach nur – Jonas, mein Mann. Punkt. *Acht Jahre lang die rosarote Brille, Tony. Na, herzlichen Glückwunsch! Das hast du nun davon!*

Es hätte mir viel früher auffallen müssen. *Warum hat er mich nie mit in seine Wohnung in Winterhude genommen? Als ich ihn einmal dort abholen wollte, da ist er richtig wütend geworden – bestimmt weil sich dort gerade eine Sabrina in seinem Bett suhlte. Dieser Scheißkerl! Aber warte nur, Rache ist süß!*

Nachdenklich kratze ich mich mit der linken Hand hinterm rechten Ohr, wie ich es immer mache, wenn ich durcheinander bin. *Was mache ich hier eigentlich?*

Warum nur habe ich diesem Quasi-Date mit Ruben zugesagt? Bloß, um Jonas eins auszuwischen?

Genau genommen wäre das Ruben gegenüber nicht fair; *Moment...*, aber weiß ich denn, ob *er* es ernst mit mir meint? Vielleicht ist auch er nur auf der Suche nach einer Sabrina und glaubt, in mir eine solche gefunden zu haben...

Sein offenkundiges Interesse an meiner Arbeit im Allgemeinen und an Meerglas im Besonderen hat ehrlich gewirkt; aber etwas hat gefehlt, denn sonst hätte ich ihm auch von den Meerglasherzen berichtet, die in perfekter Form viel seltener und kostbarer als Rubine, Saphire und Smaragde sind und der Legende nach Wünsche erfüllen können.

Jonas hat sich – so wie Betty und Stoffel früher auf Borkum – die Geschichte angehört, die Oma Pinka dazu erzählt hat; denn das Wissen um das besondere Meerglas stammt aus der Familie von Oma Pinka, die diese Legende von ihrem Vater Malte gehört hat – und der wiederum von seiner Schwiegermutter Anne. ‚Aber Jonas hat weder die Legende verstanden‘, denke ich traurig, ‚noch die Bedeutung der Meerglasherzen. Sonst hätte er niemals mit dieser Sabrina...‘

Seufzend wende ich mich um, betrete die Werkstatt und schließe die Tür hinter mir. Der iPod auf seiner Ladestation blinkt grün und spielt wie gewünscht eine Playlist ab, als ich das kleine Gerät einschalte. Zu Amy Winehouse, Milow und Ed Sheeran kann ich gut arbeiten; auch Alexa Feser, Oonagh und Bruno Mars eignen sich als meine Hintergrundbeschallung, dazu Diana Krall, Isgaard und Leah – aber als Adele mit *Someone like you* zu hören ist, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter.

Bisher habe ich gedacht, dass Jonas mein ‚Jemand‘ ist. Einmal, vor zweieinhalb Jahren, da waren wir fast getrennt; aber dann trafen wir uns zwei Tage später auf einer Party wieder – und peng! Ich konnte mich nicht an ihm sattsehen und er nicht die Hände von mir lassen, sodass wir noch in der gleichen Nacht wieder in meinem Bett – dem in der WG – landeten.

Der Song von Adele ist danach so etwas wie unser Lied geworden, weshalb ich nun rasch weiter skippe und mit gemischten Gefühlen *Autumn Leaves* von Ed Sheeran höre.

Es fällt mir schwer, aber ich zwingen mich, Jonas aus meinen Gedanken zu verbannen. Denn nun heißt es für mich wieder einmal neu anfangen. Da ich mich

damit normalerweise schwer tue – Jonas war erst mein dritter Freund in zehn Jahren – und mich nur zögerlich auf einen neuen Mann einlasse, bin ich immer noch erstaunt über mich selbst, dass ich Ruben sogar zurückgeküsst habe.

„Vielleicht ist das aber auch nur die Nachwirkung vom Schock gewesen“, sage ich leise zu der Rolle Silberdraht, von der ich nun die benötigte Länge für eine ornamentale Fassung abmesse, nachdem ich kurzerhand beschlossen habe, mit der Kette für Betty zu beginnen.

Die kleine Plastikkiste ist schnell gefunden. Sie enthält neben dem goldbraunen Meerglasherz nur noch ein weiteres winziges Schmuckteil – einen Strass-Stein von *Swarovski*, den ich aus einer gefundenen, arg verrosteten Brosche herausgelöst habe. Der Plan ist es, dieses winzige funkelnde Highlight auf dem kleinen goldbraunen Meerglasherz zu befestigen und dann mit diesem zusammen in die Fassung zu verschließen.

„Das wird“, seufze ich leise vor mich hin, nachdem ich *Rumour has it* gestoppt und Adele ärgerlich aus der Playlist entfernt und gegen Colbie Caillat ausgetauscht habe, „eine Kette mit dem bisher zweitschönsten Stück Meerglas, das ich je bearbeitet habe.“

Das allerschönste Stück hängt um meinen Hals und ist ein Freundschaftsbeweis von Betty, die mir dieses kleine orangerote Meerglasherz damals vor gut acht Jahren mitsamt den anderen roten Scherben uneigennützig überlassen hat – und damit den Anstoß zu meinem Hobby und meinem heutigen Beruf gab.

Während *Bubbly* von *I see fire* abgelöst wird, versuche ich minutenlang, an dem kleinen Herzen eine Unebenheit zu finden, in der sich das Strass-Steinchen befestigen ließe. Selbst mit der Goldschmiedelupe finde ich keine passende Stelle, sodass ich schließlich zu *Eye of the storm* nach dem Handbohrer greife und die dünnste Bohrspitze aus meinem Werkzeugkasten heraussuche.

Rasch verbanne ich auch *Back to Black* und *Love is a losing game* aus der Playlist und wähle nach kurzem Überlegen stattdessen Gute-Laune-Musik von Nelly Furtado. Mit bewusst ruhiger Hand und *I'm like a bird* in den Ohren spanne ich das kleine Herz vorsichtig in den gummigepolsterten Miniatur-Schraubstock ein und bohre an der schlechtesten Stelle des eigentlich nahezu perfekt geformten Herzens ein winziges Loch.

Mit der Spitze eines Zahnstochers streiche ich dann wasserfesten Mosaikkleber in das Loch, bevor ich mit einer Goldschmied-Pinzette das funkelnde Steinchen aufnehme und zu *Glow* in den Kleber platziere.

Sanft drücke ich mit einem Ledertuch dagegen, halte das Herz und den eingeklebten Stein mit leichtem Druck und warte ein paar Minuten, in denen Nelly und Josh Groban *Silencio* intonieren, bis der Kleber getrocknet ist.

Sehr vorsichtig wickle ich das kleine braune Glasherz mit dem funkelnden Steinchen darin wieder aus und betrachte beides unter der Lupe. Der Kleber steht an einer Stelle ein kleines bisschen über, sodass ich rasch ein Skalpell – ein Geschenk von Jonas und die einzige Unterstützung, die er meinem Hobby und Beruf je gegeben hat – aus einem Etui in meinem Werkzeugkasten nehme und den Fehler korrigiere, während Nelly „*There are so many stars in the sky tonight*“ singt.

Das Licht der Arbeitsleuchte bricht sich in dem winzigen Swarovski-Kristall und zaubert tatsächlich so etwas wie Sterne an die Decke und Wände der Werkstatt – ich sehe gebannt hinauf und summe leise mit im Takt der Musik.

Welchen Stern werde ich in die Hand nehmen? Es gibt so viele Arten, wie ich nun – nach Jonas – mein Leben führen könnte; aber welche davon wird meinen eigenen Plänen gerecht? Alles ist verloren, wenn ich es nicht schaffe, meinem eigenen Herzen treu zu sein. ‚Das ist das Wichtigste, Tony‘, hat Oma Pinka stets gesagt. ‚Du musst deinem eigenen Herzen treu sein. Nur so kannst du glücklich werden. Denn nur, wenn du auf dein Herz hörst und es respektierst, dann wirst du auch den Mann finden, den das Schicksal für dich bestimmt hat.‘ *Danke, Oma, aber wie soll ich die richtige Entscheidung treffen?*

Unwillkürlich wandert meine linke Hand zum Kettenanhänger an meinem Hals, während meine rechte Hand das geheimnisvoll schimmernde goldbraune Herz mit dem glitzernden Kristall darin hält.

Eine plötzliche Wärme durchströmt mich, als Nelly „*and this is what I dream to believe, and this is my reality*“ singt. Von meiner Kehle ausgehend breitet sich die Wärme im ganzen Körper aus, sodass ich wohliger erschauere und mir mit der linken Hand ans Herz fasse, das aufgeregter zu klopfen begonnen hat.

Im nächsten Moment erschrecke ich und starre verwundert auf meine rechte Hand. Das goldbraune Meerglasherz darauf wird plötzlich heiß – viel heißer, als

es vom Bohren je hätte werden können. Beinah bin ich versucht, es fallen zu lassen. Dann aber ist der Effekt wie weggeblasen.

Nicht einmal ein roter Abdruck bleibt auf meiner Hand zurück, als ich das kleine Gebilde vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger nehme, es langsam unter dem Licht der Arbeitslampe drehe und das blitzende Steinchen im Bohrloch begutachte. Der kosmetische Eingriff ist mir hervorragend gelungen und hat dem Herzchen nichts an Schönheit eingebüßt.

„Was ist das nur heute mit mir?“ seufze ich vor mich hin, lege das Herz auf dem Ledertuch vor mich auf die Arbeitsplatte und greife nach einer Zange und dem schmalen Silberdraht, um das Herz einzufassen. „Was zum...?“

Denn gerade, als ich eine kleine Schlaufe in den Draht gebogen und mich dabei – um an der Lupe vorbei das Ergebnis zu überprüfen – mit gestrecktem Hals über die Arbeitsfläche gelehnt habe, gerät das braune Meerglasherz plötzlich wie von selbst in Bewegung und rutscht davon. Ich kann es gerade noch auffangen, bevor es von der Tischkante fällt.

Das kleine Gebilde in meiner Hand beginnt wie von innen heraus zu schimmern und wird augenblicklich wieder warm, aber nicht so sehr, dass es mir unangenehm wäre. Vielmehr verspüre ich ein angenehmes Kribbeln, das sich wie ein sanfter elektrischer Schauer von meiner Handfläche in meinem ganzen Körper auszubreiten beginnt.

Das feine Schimmern des goldbraunen Meerglasherzes verstärkt sich zu einem Leuchten. Ich reibe mir die Augen und starre das kleine Gebilde einen Moment lang an, bevor ich geblendet die Lider schließen muss. Im nächsten Augenblick habe ich das nur wenig beängstigende Gefühl, schwebend zu sinken und wie auf Wattebergen zu landen. Meine Kopfhaut kribbelt immer noch, aber stärker als zuvor, während ich mit dem Meerglasherz in der Hand in einen tiefen Schlaf sinke, ohne es zu bemerken...

Malta, 1798

Der Matrose im Ausguck schrie etwas, das ich nicht verstand. Aber ich konnte mir sehr wohl denken, dass der scharfsichtige Mann dort oben an der Spitze des Großmastes der mächtigen L'Orient die Küste von Malta erspäht hatte. Fünf andere Matrosen, die auf halber Höhe in den Rahen arbeiteten und dort das neue Toppsegel befestigten, gaben die Botschaft weiter, sodass sie bei den an Deck Stehenden und schließlich auch bei den im Schatten der Kanonendecks vor der heißen Junisonne Schutzsuchenden ankam.

„Benachrichtige den Kommandanten“, befahl der wachhabende Offizier Jean Colbert dem jungen Mittschiffsmann Luc Malmot, der neben mir an Steuerbord oberhalb der Stückpforten des obersten Kanonendecks an der Reling stand und zum Ausguck hinaufgesehen und die Ohren gespitzt hatte.

„Wir haben die nächste Station erreicht, Bürger Doktor“, fügte Jean Colbert mit einem leisen Grinsen an mich gewandt hinzu, bevor er verstohlen fortfuhr: „Und dabei ist heute erst der einundzwanzigste Prairial; zuhause wäre jetzt noch Frühling, hier ist Sommer und eine kaum zu ertragende Hitze. Aber dagegen kann man ja was tun... Was sagst du, Édouard? Heute abend lassen wir es uns gut gehen, nicht wahr? Auf Malta soll es ganz passablen Wein geben...“

„Du scheinst die Ritter zu vergessen, Jean“, gab ich zu bedenken. „Ich wage zu bezweifeln, dass sie uns so einfach in die Stadt einfallen lassen. Immerhin sind sie kampferprobt, die Ordensritter des Heiligen Johannes von Jerusalem. Ihr Großmeister führt ein ziemlich striktes wenngleich effektives Regiment, wenn es stimmt, was über sie erzählt wird. Und die Festungsmauern von ihrer Hauptstadt Valletta haben schon den Ottomanen standgehalten.“

„Zweifelst du etwa an der Kraft und dem Siegeswillen der französischen Flotte?“ fragte Colbert erstaunt, bevor er mit strenger Zufriedenheit und etwas lauter hinzufügte: „Wir sind die herrschende Kraft hier im Mittelmeer, Bürger Doktor; selbst die verdamnten Engländer haben uns nichts anhaben...“

Ein Schrei schnitt ihm das Wort ab, gefolgt von einem Rauschen und einem sehr widerlichen dumpfen Knall, dem sich sogleich das Schmerzgejammer des schwer verwundeten Matrosen anschloss.

Ich wartete nicht ab, bis der Offizier mir den Befehl dazu gab; ich stürzte zu dem Gefallenen – es war Maurice Bertrand, ein noch junger Mann aus der Nähe von La Rochelle in der Normandie – und sah sofort, dass hier Eile geboten war.

„Dein Bein ist gebrochen, Maurice“, sagte ich. „Aber du hast Glück im Unglück gehabt, es ist kein offener Bruch. Beiß die Zähne zusammen, das wird jetzt sehr wehtun. Ich muss den Knochen richten. Wenn wir schnell sind und das Glück mit dir ist, dann müssen wir nicht amputieren. Verstehst du?“

„Ja, Doktor“, presste Maurice mit kalkweißem Gesicht zwischen knirschenden Zähnen hervor. „Mach schnell. Ich halte das nicht lange aus...“

„Benjamin!“ rief ich über die Schulter nach einem der Schiffsjungen, die es sich im Schatten der Treppe zum Achterdeck neben dem großen Stundenglas an der Schiffsglocke gemütlich gemacht hatten. „Lauf runter zum Quartiersmeister und lass dir eine Flasche Branntwein geben. Und sag Belfort Bescheid, dass ich eine Holzschiene brauche. Bürger Lieutenant“, wandte ich mich dann offiziell an den mit ernster Miene neben mir stehenden Jean Colbert, „ob du so freundlich wärst und aus meiner Kabine Verbandszeug besorgst?“

Jean nickte knapp und verschwand wie der kleine Benjamin unter Deck. Mit den Blicken der herbeigelaufenen Matrosen im Nacken kniete ich mich an die Seite von Maurice, riss dessen rechtes Hosenbein bis zum Knie auf und befühlte mit vorsichtigem Druck den Schaden im Bein – und seufzte zufrieden, denn ich hatte mich nicht geirrt: Der Knochen war durch, daran bestand kein Zweifel; aber wenn ich das Bein jetzt sofort richtete und schiente, dann bestand Hoffnung, dass der Knochen wieder zusammen wuchs.

Eine Amputation wäre noch vor wenigen Jahren die einzige Lösung in einem Fall wie dem hier vorliegenden gewesen; aber ohne ein rechtes Bein würde Maurice es nicht mehr als Seemann machen und in Suff und Verbrechen abgleiten wie so viele andere, die aus dem einen oder anderen Grund Gliedmaßen für Frankreich gegeben hatten.

„Hier, der Branntwein, Doktor“, piepste Benjamin und hielt mir eine goldbraune Flasche hin; doch ich schüttelte knapp den Kopf und deutete auf Maurice. „Gib ihm einen ordentlichen Schluck zu trinken. Er hat es nötig.“

Der Verletzte nahm leise keuchend einen tiefen Zug aus der Flasche, wobei ich bereits Jean und den Schiffszimmermann Monsieur Belfort herankommen sah. Ich holte tief Luft, griff nach dem gebrochenen Bein und rückte mit geübtem Handgriff den Knochen wieder an seinen Platz. Die Schwellung um die Bruchstelle wurde unter meinem Blick größer und größer, was mir sagte, dass auch das Gewebe rings um die Bruchstelle durch den Aufprall und den zerbrochenen Knochen gequetscht und womöglich in Mitleidenschaft gezogen worden war.

„Das war es schon, Maurice“, sagte ich mit einem schiefen Lächeln zu dem nun schweißbedeckten Mann, der ungefragt erneut die Branntweinflasche an die Lippen gesetzt bekam und einen weiteren tiefen Zug tat. „Ah ja, Bürger Belfort, danke, wenn du hier kurz halten könntest? Bürger Lieutenant, ja, die Verbandsstreifen, danke, so ist es gut.“

Die Schiene war schnell angelegt und mit den weißlichen Baumwollstreifen am Bein befestigt, sodass zwei Matrosen hilfsbereit herbeikommen, Maurice unter den Achseln greifen und aufrichten konnten.

„Zwei Tage absolute Ruhe“, ordnete ich an. „Bringt ihn hinunter ins Vorschiff, ich werde nachher nochmal nach ihm sehen. Und informiere bitte mal jemand den Kommandant... Benjamin!“

Beim letzten Wort hatte nicht nur ich gesehen, dass der Zehnjährige die Flasche an die Lippen gesetzt und einen Schluck Branntwein genommen hatte. Er tappte zuckte der Junge zusammen und ließ die Flasche fallen. Sie prallte genau dort auf die Decksplanken, wo soeben noch Maurice gelegen hatte, und zersprang.

Es wunderte mich kaum, dass nur noch eine kleine Pfütze Branntwein in der Wölbung am dicken Boden der Flasche glitzerte, als nun die Scherben wie eine Blütenknospe auseinanderfielen und über das Deck rutschten, da sich das Schiff – von einer plötzlichen Böe getroffen – ächzend nach Backbord legte.

„Macht das hier weg“, befahl Lieutenant Colbert knapp, worauf zwei Matrosen herbeiliefen und die goldbraunen Scherben einsammelten und kurzerhand über Bord warfen, während Jean Colbert selbst dem Kommandant Meldung machte, der just in diesem Augenblick aus der Achterkajüte an Deck getreten war.

Ich drängte mich nach einem kurzen Lagebericht an den beiden vorbei, um wie versprochen noch einmal nach Maurice zu sehen. Ich war guter Dinge, dass das Bein gerettet war. Wenn allerdings eine Schlacht ausbrach, dann würde es Maurice und dem an einem eitrigen Hautausschlag erkrankten Antoine schlimm ergehen, da ich anderswo gebraucht würde, um mich mit Amputationen, Schusswunden und lebensgefährlichen Platzwunden zu befassen.

Als Arzt war es mir nach wie vor ein Rätsel, warum Menschen sich freiwillig so verkrüppelten – selbst für die Sache der Revolution, deren glühender Verfechter auch ich selbst einst gewesen war.

Als Protestanten hatte es meine Familie im überwiegend katholischen Frankreich nie besonders leicht gehabt, sodass auch Marie-Claire und ich darüber nachgedacht hatten, wie meine Hugenotten-Vorfahren im sechzehnten Jahrhundert in ein toleranteres Land wie beispielsweise Deutschland zu gehen. Dort

würden wir dann natürlich unsere Lebensweise anpassen und unseren Namen ändern – aus Blanc würde Weiss werden.

Ich liebte Frankreich und ganz besonders unsere raue bretonische Landschaft an der Atlantikküste, wo ich aufgewachsen war und für Marie-Claire und mich erst kürzlich ein kleines Häuschen gebaut hatte. Nach der Schreckensherrschaft der Jakobiner, deren Fanatismus ich strikt ablehnte, hatte ich auf bessere Zeiten gehofft, die den Idealen der Revolution Respekt zollten.

Aber seit dieser kleine korsische General einen kometenhaften Aufstieg in der Armee absolviert hatte und nicht nur König Louis XVI, sondern auch Marat und Robespierre tot waren, sah ich mit Bestürzen, wie sich zunehmend alte Bahnen wieder einschleifen. Wer glaubte, dass Napoleon Bonaparte mit einem Posten in der Armee zufrieden sein würde, der wusste nicht, was Ehrgeiz war.

Die meisten Männer an Bord glaubten immer noch, dass die revolutionäre Idee allein ausreichte, um ein Land wie Frankreich zu führen, zu verwalten und gegen Feinde wie die verhassten Engländer zu verteidigen. Ich war mir da nicht mehr so sicher; spätestens seit ich Bonaparte in Toulon in Person erlebt hatte, kamen mir immer häufiger Ahnungen, dass bald alles wieder beim Alten sein würde. Um mein Leben und das meiner jungen Frau Marie-Claire und unseres noch ungeborenen Kindes nicht zu gefährden, behielt ich diese Gedanken jedoch wohl behütet für mich.

Ich beteiligte mich auch nicht am Landgang der kleinen Abordnung, die der Kommandant mit einem Befehl Bonapartes zum Großmeister der Ordensritter in die Stadt hinaufschickte. Aber ich bekam alle Hände voll zu tun, als die Ritter sich weigerten, der französischen Flotte die Einfahrt in den geschützten Hafen von Valletta zu gewähren.

Wie nicht anders zu erwarten, reagierte Bonaparte wie ein Feldherr und befahl, die Stadt anzugreifen und zu plündern. Mit Grausen und Faszination sah ich von Bord der L'Orient aus zu, wie sich die aufgehetzte Masse der Seesoldaten und wütenden Matrosen ihren Weg bahnte, hier und da Feuer legte und schließlich nach kaum vierundzwanzig Stunden gewaltiger Angriffswellen die Kapitulation der Ritter und ihrer Stadt erreichte.

Die zahlreichen Verwundeten musste ich zusammen mit meinen Kollegen von den anderen Schiffen an Land versorgen. Ich staunte nicht schlecht, als ich in die große Kirche des Heiligen Johannes trat und dort die Verwundeten in einer sehr langen Dreifachreihe vor dem Hauptaltar liegen sah – umgeben vom Prunk der Ordensritter und aller Kreuzfahrer, die einst auf dem Weg ins Heilige Land hier

Station gemacht und mit Gold und kunstvoll gestalteten sakralen Schätzen auf Gottes Wohlwollen gehofft hatten.

Lieutenant Jean Colbert hielt Wort und brachte mir um die Mittagsstunde des Folgetages eine Flasche Wein, der seltsam trocken und süß zugleich schmeckte, aber den Durst besser löschte als das abgestandene Wasser, das wir aus den Vorratsfässern des Ordenspalastes unweit der Kirche bekamen.

Ich musste auf Befehl von ganz oben mit den übrigen Schiffsärzten bei den Verwundeten bleiben, von denen nur wenige ihren Verletzungen erlagen, und bekam einen Schlafplatz in einer Seitenkapelle zugewiesen, die im vergangenen Jahrhundert von deutschen Ordensrittern gestiftet worden war.

Ich fand jedoch kaum richtigen Schlaf, da bereits am Abend des nächsten Tages Admiral Villeneuve und Vizeadmiral Brueys D'Aigalliers mit General Vaubois und Napoleon Bonaparte höchst selbst mit einem kleinen Gefolge eintrafen, um sich – offiziell – über den Zustand der Verwundeten zu informieren; inoffiziell sah ich jedoch, wie der kleine Korse mit wachen Augen und der linken Hand typisch in seine Uniformweste geschoben in der Kirche umherging und hier und da einem seiner Gefolgsleute einen Wink gab.

Es verwunderte mich nicht im Geringsten, dass an jenen Orten das eine oder andere Goldkreuz oder eine mit Halbedelsteinen besetzte Schale verschwand – und mit Sicherheit auf das Flaggschiff des korsischen Generals gebracht wurde. Kein Ritter fand seinen Weg in die große Kirche, die der römisch-katholischen Konfession angehörte; und auch im Großmeisterpalast sah ich nur einmal zwei Männer, die Ordensritter sein konnten. Sie alle hatten sich Bonaparte ergeben und ließen ihm freie Hand, mit allem, was Malta und die kleine Nachbarinsel Gozo zu bieten hatten, die Flotte neu auszurüsten.

Als wir am ersten Messidor in Richtung Kreta in See stachen, blieben General Vaubois und viertausend Mann auf Malta zurück, um den wichtigen Stützpunkt für Frankreich zu halten. Das Wetter war gut, wenngleich es oftmals nur wenig Wind gab, der uns unserem eigentlichen Ziel Ägypten entgegen blasen konnte.

Die Reise verlief ohne Zwischenfälle, sodass sich nicht nur Maurice und Antoine erholen konnten. Als Lieutenant Colbert am Abend des vierten Messidor auf der Treppe zum obersten Kanonendeck mit mir zusammentraf, legte er einen Finger auf die Lippen, da ich bereits den Mund zu einem Gruß geöffnet hatte. Stumm deutete Jean in die Dunkelheit hinaus, wo ich außer dem schwarzen Streifen des Horizontes nichts erkennen konnte.

„Dort, direkt am Horizont“, flüsterte Jean an meinem Ohr, „hat ‚Adlerauge‘ Pierre-Louis Mastspitzen gesehen. Wir glauben, es sind die Engländer. Sie haben uns noch nicht bemerkt und halten einen Kurs, der dem unserer Flotte nicht gefährlich wird – wenn es dabei bleibt, dass sie uns nicht sehen, verstehst du?“

Ich nickte und bemühte mich fortan, leise aufzutreten und vor allem auch die leisen Geräusche der stöhnenden und im Wundfieber wimmernden Verletzten soweit es ging zu dämpfen.

Da die meisten von ihnen kaum wussten, wo sie waren, entschied ich mich mit einem leisen Seufzer für härtere Bandagen. Ich holte eine meiner drei kleinen Fläschchen mit Laudanum hervor und tröpfelte den lautesten Verwundeten ein bis drei Tropfen in ein kleines Glas Brantwein, sodass es auch im Vorschiff der L'Orient bald mucksmäuschenstill wurde.

Das leere Fläschchen aus dunkelbraunem Glas wickelte ich in mein Taschentuch, schlug es gedämpft auf eine Tischkante und zeigte die Scherben dem Quartiermeister vor. Dieser runzelte missbilligend die Stirn, machte aber pflichtbewusst seinen Eintrag in sein Buch, bevor er mich anwies, die Scherben über Bord zu werfen, sobald die Nacht – und damit die Nähe der Engländer – vorüber war.

Als der Tag anbrach, war auch die Bedrohung vergangen. Die Flotte von Nelson und St. Vincent hatte uns passiert, ohne uns zu bemerken. Ich konnte mir gut vorstellen, was Bonaparte zu diesem Fauxpas des Erzfeindes England sagen würde. Der Weg nach Ägypten war frei, sodass wir den Hafen Alexandria bei gutem Wind noch vor dem zwölften Messidor erreichen würden.

Tatsächlich schafften wir es früher und sahen die Bucht vor Alexandria bereits am Abend des elften Messidor vor uns in der Hitze flimmern. Ich – und der Rest der Besatzung aller Schiffe mit mir – hoffte auf eine Nacht an Bord, wo es Dank des Wassers zumindest etwas kühler war als an Land. Niemand hegte das Bedürfnis, in die stickigen und übel stinkenden Straßen der Hafenstadt zu gehen – auch wenn es dort Rum, Brantwein und leichte Demoiselles in Massen gab.

Doch Ruhe war uns nicht gegönnt. Ein Befehl erreichte unsere L'Orient und alle anderen Schiffe – Napoleon Bonaparte wünschte, dass sofort eine Invasion der Stadt begonnen werde.

Ich hörte Jean Colbert leise in seinen Uniformkragen fluchen; der kaum fünfundzwanzig Jahre alte Offizier erhielt den Befehl, mit einer Gruppe Matrosen eine Abteilung Seesoldaten zu begleiten. An der Reling stehend sah ich zu, wie die Männer – und viele andere mit ihnen – mit den Beibooten an Land ruderten. Durch ihre Hast und Ungeschicklichkeit stürzten mindestens zwanzig Mann ins

Wasser und kamen – da kaum einer der Matrosen und Seesoldaten schwimmen konnte – in den Fluten der Bucht von Alexandria elendig um.

Ich sah die Armee das Ufer erreichen, sich sammeln und dann in Ordnung und auf direkten Befehl Bonapartes hin die Stadt stürmen. Es dauerte nicht so lange wie in Valletta, bis Alexandria fiel.

Boten brachten Nachrichten aus der Stadt, die mithilfe von Flaggensignalen an die draußen in der Bucht ankernden Schiffe übermittelt wurden. Ich erfuhr wie der wachhabende Erste Offizier, dass Bonaparte den Hauptteil der Armee landeinwärts führte; Vizeadmiral Brueys D'Aigalliers hatte den Befehl erhalten, im Hafen von Alexandria vor Anker zu gehen.

Die Kundschafter hätten aber berichtet, dass die Fahrrinne hinein in den Hafen zu flach und schmal sei, als dass die größeren Schiffe der französischen Flotte hindurch fahren konnten. Besonders das Flaggschiff Admiral Villeneuves, die Guillaume Tell mit ihren achtzig Kanonen, und die Tonnant unter Kapitän Thouars betraf dies – ganz zu schweigen von unserer mächtigen L'Orient mit Vizeadmiral Brueys D'Aigalliers, Kommandant Casabianca und den einhundertzwanzig Kanonen an Bord.

Die Kapitäne kamen auf der L'Orient zusammen und besprachen sich. Es wurde heftig diskutiert; denn einen Bonaparte-Befehl zu umgehen, war eine schwerwiegende Sache, die gut überlegt und mit handfesten Argumenten begründet sein wollte. Schließlich wurde entschieden, die zwanzig Meilen entfernte Bucht von Aboukir anzulaufen und dort vor Anker zu gehen.

Lieutenant Colbert kehrte an Bord zurück, glühend in Liebe zu einer Demoiselle namens Fatima entbrannt, sodass ich ihn in den folgenden Wochen kaum zu einem klaren Wort brachte. So oft es ging, verschwand der Offizier an Land und kam jedes Mal mit rot leuchtenden Wangen zurück, die in mir bald die ungute Vorahnung einer tropischen Fieberkrankheit auslösten.

Und in der Tat, am Morgen des vierzehnten Thermidor meldete sich Lieutenant Jean Colbert krank und wurde sogleich mit hohem Fieber ins Vorschiff zu den genesenden Verwundeten gebracht. Ich verfluchte meine eigene Blauäugigkeit, als ich die Schwellungen in der Leistengegend meines einzigen Freundes hier an Bord sah und dieser über Schmerzen beim Wasserlassen klagte.

Mit erwärmtem Rum und einer Tinktur aus Ingwerwurzelsud, Rosmarin und ein paar Tropfen Laudanum versuchte ich mein Bestes, um Jean von der womöglich durch Fatima übertragenen Erkrankung zu heilen. Doch bereits am Nachmittag

dieses Tages, der nach dem alten Kalender der erste August wäre, kam die Eilmeldung, dass englische Schiffe gesichtet worden seien.

Der Ausguck auf der Heureux hatte elf gegnerische Kriegsschiffe gezählt; doch in Wahrheit waren es dreizehn, die augenblicklich so geschickt zu manövrieren begannen, dass sie in geschlossener Formation drohend näherkamen.

Ich wusste nicht genug über Navigation und Seemannschaft, um zu begreifen, wie es die englische Flotte schaffte, von der Seeseite zwischen unsere Vorhut und Nachhut zu gelangen, sodass sich schließlich jedes unserer Schiffe von zwei Gegnern in die Zange genommen sah – unsere mächtige L'Orient wurde gar von drei englischen Schiffen eingekreist, noch während unser Admiral mit seinen Kapitänen in der Achterkajüte die Lagebesprechung abhielt.

Das Licht des heißen Tages begann schon dunstiger zu werden, als voraus die beiden führenden Schiffe Guerrier und Conquérant das Feuer auf ihre Gegner eröffneten, das nach geschickter Navigation aus vollen Rohren erwidert wurde. Es dauerte nur wenige Minuten, bis der Fockmast der Guerrier fiel.

Ich konnte – wie alle anderen auf Schiffen weiter hinten in der Schlachtordnung – nur sprachlos zusehen, wie die Engländer wie wild gewordene Terrier unter unseren ordentlich aufgereihten Schiffen zu wüten begannen.

Die überraschten Kapitäne eilten zurück auf ihre jeweiligen Schiffe, die größtenteils bereits mitten im Kampfgetümmel steckten. Rauch und beißender Qualm schlugen mir entgegen, als ein großes gegnerisches Schiff das Feuer auf unsere L'Orient eröffnete. Splitter flogen in alle Richtungen und erwischten den Vizeadmiral im Gesicht und an der Hand, sodass ich sofort zu ihm eilte und ihn in den Schutz des Niedergangs zerrte.

Noch während ich die Verletzungen im Gesicht des Vizeadmirals versorgte, krachte es direkt hinter mir. Ein scharfer Luftzug riss mich von den Beinen und schlug mich mit voller Wucht gegen das Treppengeländer. Als ich mich noch ganz benommen aufzurichten versuchte, sah ich mit Schrecken, dass der Vizeadmiral verschwunden war. Nur noch seine obere Hälfte lag blutig und fast vom Rest des mittig zerfetzten Körpers getrennt neben mir auf der zweitobersten Stufe, während der Unterkörper mitsamt der gegnerischen Kanonenkugel durch die Treppe hinunter aufs erste Kanonendeck geschleudert worden war.

Wie in Trance streckte ich eine zitternde Hand aus und fühlte den Hals des Vizeadmirals. Der Puls schlug heftig, während die Augen des Mannes flackerten. Seine Lippen bewegten sich, doch es war kein Wort zu verstehen. Ich beugte mich über den tödlich Verwundeten und hörte ihn röcheln: „Nicht... wegtragen.“

Das Röcheln wurde stärker, als der zerstörte Körper zu zucken begann. Blut lief mir über die Hände, als ich dem Vizeadmiral dessen pulververbrannten Hut als Kissen unter den Kopf schob. Die Augen begannen in höllischen Qualen hin und her zu rollen, während ein abgehacktes Keuchen blutigen Schaum vor den Mund des Vizeadmirals brachte. Es dauerte gut zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde – eine Ewigkeit, bevor der zerfetzte Körper aufhörte zu zucken und der Puls zum Stillstand kam.

Das Gefecht tobte weiter um mich herum, doch ich nahm es kaum wahr. Der Schock saß tief, mindestens auf Höhe des ersten Kanonendecks, wo immer noch die Beine von Brueys D'Aigalliers hingen.

„Der Vizeadmiral ist tot“, sagte ich tonlos, als zwei Matrosen mit dem nur halb genesenen, aber pflichtbewusst mitkämpfenden Lieutenant Colbert herangestürzt kamen. „Jean, benachrichtige den Kapitän. Hier ist nichts mehr für mich zu tun. Ich bin im Vorschiff.“

Ein Würgen unterdrückend riss ich einem ebenfalls halb zerschmetterten Toten in der Nähe die Uniformjacke ab und bedeckte damit den Leichnam des Vizeadmirals. Dann wandte ich mich um und ging mit bitterem Geschmack im Mund raschen Schrittes auf meinen Posten. Die Verletzten kamen schneller als mir lieb sein konnte; aber ich wusste, was zu tun war, und ich würde meine Pflicht tun – für Frankreich, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, auch wenn ich immer noch wie in Trance voran stolperte.

So knapp war es noch nie gewesen. Bisher hatte ich immer überlebt, genau wie die Kommandanten der Schiffe, auf denen ich gefahren war. Aber nun hatte es Brueys D'Aigalliers erwischt – kaum eine Armlänge neben mir selbst!

Ich spürte die Galle aufsteigen und erbrach mich in einer Ecke am Durchgang zum Vorschiff. Wie im Alptraum musste ich danach meine Arbeit verrichten und Dutzende Verwundete notdürftig versorgen, während Verbandszeug und vor allem Branntwein und Rum zunehmend knapp wurden, ganz abgesehen vom Laudanum, das ich mit Bedauern nun nur noch für Amputationskandidaten in winzigen Mengen ausgab.

Ich hatte bereits mehrere Gefechte zur See miterlebt um zu wissen, dass es vor allem darauf ankam, die leicht Verwundeten von den hoffnungslosen Fällen zu trennen. Offiziere hatten Vorrang, dann kamen Kanoniere und Seesoldaten vor den einfachen Matrosen. Ich mühte mich mit dem Smutje Cloutis und dessen Gehilfen Marc redlich, so viele Gliedmaßen wie möglich zu retten und Wunden

zu versorgen, damit die Verletzten möglichst schnell wieder auf ihren Posten zurückkehren konnten.

Kommandant Casabianca wurde ohnmächtig hereingetragen, blutige Wunden von Splintern im Gesicht; gleich nach ihm kam sein zehnjähriger Sohn, der durch eine Kanonenkugel ein Bein verlor, als er neben seinem Vater auf dem Achterdeck stand. Ich band die Wunde ab, brannte die zerfetzte Stelle oberhalb des Knies mit einem Kienspan aus und gab dem Kleinen eine ordentliche Portion Rum mit einigen Tropfen Laudanum zu trinken, bevor ich mich dem Nächsten zuwandte. Ich versorgte Kopfwunden, Füße, Beine, Arme und Rumpf, nahm vier weitere Gliedmaßen ab und war bald blutiger als meine stöhnenden Patienten, deren ausgetretener Körpersaft mich anzutreiben schien.

Mit den Verwundeten kamen auch die Nachrichten vom Verlauf der Schlacht zu mir ins Vorschiff, soweit die Träger es bei dem ohrenbetäubenden Lärm und der schlechten Sicht der hereinbrechenden Nacht in all dem Pulverdampf, Rauch und Qualm ausmachen konnten.

Kurz nach 21:00 kam die Nachricht, dass sich die Vorhut aus der Conquérant und der schwer beschädigten Guerrier den Engländern ergeben habe. Und auch um die Spartiate stünde es schlecht, während die Serieusé an einer Untiefe auf Grund gelaufen und leck geschlagen sei.

„Sie sinkt“, hatte einer der Träger mir zugerufen, als er mit einem weiteren und zum Glück nur leicht verletzten Schiffsjungen herunter gekommen war. „Sie sind wie die Ratten im Wasser und versuchen, in die Beiboote zu gelangen und das Ufer zu erreichen.“

Ich antwortete nicht, da gerade wieder zwei neue Träger mit einem sehr schwer Verwundeten eintrafen, der meine ungeteilte Aufmerksamkeit brauchte; es war Lieutenant Jean Colbert.

„Feuer“, röchelte mein Freund, der aus einer Wunde oberhalb des Schlüsselbeins blutete und rötlichen Schaum spuckte, sodass ich ihm augenblicklich die Uniformjacke öffnete und wie erwartet eine Schusswunde am unteren Rand der rechten Lunge fand. „Löschen. Sag. Es. Ihnen. Édouard. Bitte.“

„Ganz ruhig“, antwortete ich und drückte den zuckenden Körper sehr bestimmt auf den Operationstisch zurück. „Jean, du hast einen Durchschuss oben an der Schulter und vermutlich eine zweite Kugel in der Lunge. Ich muss da sofort ran, hörst du? Hier, trink das.“

Ich drückte ihm eine halbleere Flasche Rum in die zitternde Hand und tastete dabei bereits den Rippenbogen oberhalb des Einschusses ab. Die Kugel fand ich, als ich seitlich zwei Fingerbreit nach unten tastete.

„Du hast verdammtes Glück, Jean“, murmelte ich, „sie steckt nicht mehr in der Lunge, sondern direkt darunter im Gewebe. Ich hole sie jetzt raus. Halt still.“

Doch Jean wehrte sich und prustete mit Rum und Schaum drei Worte heraus, denen ich diesmal Gehör schenkte: „Feuer. Schiff. Unterdeck.“

„Hey, Maurice“, rief ich dem an einer Krücke herum humpelnden, aber dennoch helfenden Matrosen zu, „schau unten nach, ob es brennt.“

Maurice riss erschrocken die Augen auf – Feuer war das Schlimmste, was einem Schiff passieren konnte; das Zweitschlimmste war die englische Flotte. So eilig wie er in seinem Zustand konnte, humpelte Maurice davon, schrie nach einem anderen Matrosen, der besser zu Fuß war und meldete kaum zwei elend lange Minuten später, dass im unteren und mittleren Kanonendeck Feuer loderten, die sich – vom beständigen Beschuss der Engländer angeheizt – durch das gesamte Achterdeck fraßen und bald nicht nur die Admiralskajüte, sondern auch das große Munitionsdepot und den Rest des gewaltigen Schiffes erreichen würden. Ich sah die lodernde Panik in den Augen der Umstehenden und denen, die noch bei Bewusstsein waren, und fühlte, wie auch in mir diese eisige Furcht vor dem großen Knall aufstieg.

„Wir haben nicht genug Männer zum Löschen“, schrie Maurice, der hinter dem nächsten Schwung Verwundeter hereinstolperte, „und den Flammen kaum was entgegenzusetzen. Gib mir den Eimer, Doktor.“

Ich stülpte den Eimer zu meinen Füßen um – zerfetzte und abgetrennte Gliedmaßen fielen heraus und kullerten über die Planken außer Sicht davon. Ich warf den Eimer zu Maurice, der ihn geschickt mit der freien Hand auffing und an den anderen Matrosen weitergab.

„Das Schiff brennt“, vermeldete Maurice kaum eine Minute später. „Wir haben keine Chance gegen die Flammen. Wir sind abgeschnitten. Rette sich wer kann.“

Noch während er die letzten Worte schrie, gab es einen so ohrenbetäubenden Knall, dass mir mit einem blendenden Peng! die Trommelfelle platzten. Gleichzeitig fühlte ich mich nach rückwärts an die Bordwand geschleudert und wie von einer gewaltigen Hand dagegen gedrückt, dass mir der Atem wegblieb.

Gerade als ich wieder Luft holen wollte und eine Hand ausstreckte, um mich am Boden abzustützen und schwankend aufzustehen, ereilte das Schiff die zweite Explosion – diesmal näher als zuvor. Ich wurde erneut gegen die Planken der

Bordwand geschleudert, heftiger als zuvor, und stieß seitlich mit dem Kopf so unsanft dagegen, dass ich wie vom Blitzschlag getroffen zu Boden fiel und wie tot liegenblieb.

Doch ich war noch nicht tot, als die Flammen das Vorschiff erreichten und den stickigen und stinkenden Raum mit den Verwundeten verschlangen. Ich hörte das Feuer näherkommen, fühlte die Hitze und spürte, wie es an meinen Hosenbeinen zu züngeln begann.

Keuchend versuchte ich, die Flammen abzuwehren. Aber da war die Flasche mit dem Rest Rum, die dem toten Jean bei der zweiten Explosion aus der Hand geglitten und zu Bruch gegangen war. Der ausgelaufene Alkohol hatte meine Hose getränkt, sodass ich dem Feuertod nun nichts mehr entgegen zu setzen hatte. Mein letzter Gedanke galt Marie-Claire, die nun zuhause in Musiac mit ihrem dicken Bauch ganz vergeblich auf mich wartete.

Schweißgebadet fahre ich auf. Panisch klopfe ich meine Hosenbeine ab, in der festen Überzeugung, dort Flammen züngeln zu sehen. Habe ich geschlafen und in einem Traum – *und was für ein Traum, ein Alptraum!* – eine Schlacht zur See miterlebt? Warum dröhnt mein Kopf? Warum fällt mir das Atmen schwer? Und warum schmecke ich Blut und rieche Rauch?

Erschrocken zucke ich zurück, als ich bemerkt, dass die Arbeitsleuchte durch die Lupe einen dunkelbraunen Punkt auf den Werk Tisch gebrannt hat, der leise vor sich hin kokelt. Das Blut, stelle ich besorgt und beruhigt zugleich fest, quillt aus meiner Unterlippe, auf die ich mir offenbar im Schlaf gebissen habe.

Vor meinem geistigen Auge erhebt sich erneut das mächtige Schlachtschiff, das inmitten der Seeschlacht zu brennen beginnt und schließlich in urgewaltigen Explosionen in Stücke fliegt. Bin ich wirklich dort gewesen, als Schiffsarzt auf der *L'Orient*? Oder habe ich vielleicht einfach nur zu viel *Master & Commander*, *Fluch der Karibik* und *Meuterei auf der Bounty* geschaut?

Mit immer noch klopfendem Herzen und einem seltsamen Druck auf der Brust, der so etwas wie Atemnot inmitten einer Feuersbrunst sein könnte, greife ich nach meinem Smartphone und rufe in der Suchmaske des Browsers *„L'Orient“* auf. Die Suchmaschine mit fünf Buchstaben bietet mir gleich ein paar tausend Ergebnisse, unter denen ich einen Eintrag der Online-Enzyklopädie anwähle und atemlos lese:

Die *L'Orient* (120 Kanonen) war ein französisches Kriegsschiff ersten Ranges zur Zeit der napoleonischen Kriege, das nach knapp vierzehn Monaten Bauzeit am 20. Juli 1791 in Toulon vom Stapel lief. Sie maß 65,18m (196,6 franz. Fuß) in der Länge, hatte einen Tiefgang von 8,12m (25 fF), eine Segelfläche von 3.265m² und eine Mannschaftsstärke von über 800 Seelen.

Ursprünglich auf den Namen *Dauphin-Royal* getauft, wurde sie im September 1792 in *Sans-Culotte* umbenannt und schließlich im Mai 1795 als *L'Orient* in Dienst gestellt.

Die *L'Orient* nahm als Flaggschiff der französischen Flotte für Vizeadmiral Brueys D'Aigalliers (Kapitän: Kommandant Casabianca) an der Schlacht am Nil (1./2. August 1798) nahe Alexandria, Ägypten, teil und hatte die meisten Toten auf französischer Seite zu beklagen, darunter Brueys und Casabianca selbst. Überlegener Gegner in der Schlacht am Nil (auch: Schlacht von Aboukir) war die englische Flotte unter Admiral Viscount St. Vincent und Konteradmiral Lord Nelson, dessen geniale Angriffsstrategie die Schlacht zugunsten Englands entschied.

Die *L'Orient* wurde inmitten der Schlacht durch heftige Explosionen des Pulver- und Munitionsmagazins vollständig zerstört; von der Mannschaft überlebten nur knapp 70 Seelen...‘

Ich brauche einen Moment, um meine Fassung wiederzugewinnen. Es ist mir, als ob ich erneut als Schiffsarzt inmitten der Seeschlacht im Vorschiff stehe und die panischen Rufe des Matrosen höre: „*Das Schiff brennt. Wir haben keine Chance gegen die Flammen. Wir sind abgeschnitten. Rette sich wer kann.*“

Fröstelnd schüttle ich mich, doch der Alptraum lässt mich nicht los. Wenn ich wirklich auf dem Schiff gewesen bin, wieso erinnere ich mich erst jetzt? Oder bin ich vielleicht in einem früheren Leben dieser Schiffsarzt Édouard gewesen? Nachdenklich nehme ich das goldbraune Meerglasherz auf, das auf dem Ledertuch liegt und unschuldig im Licht der Arbeitslampe schimmert. Der blitzende Kristall scheint mir zuzuzwinkern, als ich das Herz behutsam in die erste Öse der ornamentalen Fassung einzupassen beginne.

Meine Hände arbeiten wie von selbst, während meine Gedanken immer noch wilde Kreise ziehen und von dem Alptraum gefangen sind. Selbst wenn ich nicht dort gewesen bin – wie habe ich die Details erfahren?

In der Schule sind die Kriege gegen Napoleon nur aus deutscher Sicht durchgenommen worden – die sogenannten Befreiungskriege, die erst nach dem Tod von Nelson begannen und mit der berühmten Schlacht von Waterloo endeten.

„Bücher zu dem Thema habe ich nicht gelesen“, überlege ich leise vor mich hin, „und auch keine Filme gesehen, abgesehen von dem Film mit Russell Crowe und Paul Bettany. Und von einer *L'Orient* habe ich vorher noch nie gehört...“

Wie ich die Sache auch drehe und wende, ich finde keine zufriedenstellende Erklärung. Mit einiger Mühe konzentriere ich mich wieder auf die Arbeit, die in die delikate Phase des finalen Einpassens kommt. Die Drahtzange ist für dieses letzte Stück Arbeit nicht geeignet, also benutze ich meine Fingerspitzen, um das kunstvolle Gebilde der Fassung in Position zu bringen und das kleine Herz mit dem Glitzersteinchen darin einzuschließen.

Als das Licht der Lampe auf den Kristall fällt und das goldbraune Herz von innen heraus zu leuchten beginnt, zucke ich zurück. Doch dieses Mal wird nichts heiß; vielmehr fühle ich mich durch die Farbe des Meerglasherzes an etwas aus dem Traum erinnert – etwas, das vor der schrecklichen Schlacht geschehen ist.

„Benjamin“, grüble ich nachdenklich vor mich hin und sehe wieder das Gesicht des ertappten Schiffsjungen vor mir, der eine Brantweinflasche absetzt und auf die Decksplanken fallen lässt. „Und die Flasche war ebenfalls goldbraun, so wie dieses Herz hier. Sie zerbrach, als sie aufprallte; die Scherben wurden ins Meer geworfen, irgendwo kurz vor Malta... Moment mal, Malta! Da hab ich sie doch gefunden. Kann es sein...?“

Aufgeregt betrachte ich das unschuldig schimmernde Meerglasherz, das sich harmonisch in die filigrane Fassung einschmiegt. Ist es möglich, dass dieses kleine fast perfekt herzförmige Stückchen Glas von einer Flasche stammt, die vor über zweihundert Jahren im Mittelmeer ins Wasser fiel?

„Es dauert Jahre“, erinnere ich mich, „bis das Meer die Kanten rund geschliffen hat. Perfekte Herzen sind so selten und können mit Sicherheit gut zwanzig bis fünfzig Jahre von Wellen und Sand bearbeitet worden sein – warum dann nicht auch über zweihundert Jahre?“

Der Gedanke lässt mir keine Ruhe, sodass ich erneut nach meinem Smartphone greife und im Browser nach ‚*Altersbestimmung*‘ suche. Dieses Mal spuckt die Suchmaschine mehrere Treffer aus, die sich jedoch allesamt mit Fossilien und antiken Funden beschäftigen.

‚**Radiokarbondatierung**‘, lese ich einen davon stirnrunzelnd, ‚(nach ‚carbo‘, lateinisch für ‚Kohle‘), ist ein Verfahren zur radiometrischen Datierung von kohlenstoffhaltigen, besonders organischen Materialien. Der zeitliche Anwendungsbereich liegt zwischen 300 und etwa 60.000 Jahren. Das Verfahren beruht darauf, dass in abgestorbenen Organismen die Menge an gebundenen radioaktiven ^{14}C -Atomen gemäß dem Zerfallsgesetz abnimmt. Die Methode der Radiokarbondatierung wird in der archäologischen Altersbestimmung, Archäobotanik und Quartärforschung angewandt...‘ Nein, das passt nicht. Mal sehen, was haben wir hier?“

Ich scrolle weiter und finde einen Eintrag über Thermolumineszenz-Datierung, einer Methode, mit der das Alter von Keramik anhand der absorbierten Energie ionisierter Strahlung in anorganischen Kristallen wie Quarz und Feldspat bestimmt werden kann. Durch ein kompliziertes Laborverfahren kommt es zum Absondern von Licht, dessen Temperatur, Intensität und Spektrum der Thermolumineszenz gemessen werden und zusammen mit anderen Parametern das Alter der Probe ermitteln.

Während ich noch überlege, ob in dem kleinen Meerglasherz genug Quarz und Feldspat für ein solches Verfahren vorhanden wäre, fällt mein Blick auf einen weiteren vielversprechenden, wenngleich noch komplizierter formulierten Eintrag über die sogenannte Kalium-Argon-Methode. Hierbei geht es um Zerfall von radioaktivem Kalium-40 zu Argon-40 und Calcium-40, wodurch Gesteine mit einem Alter von 200 bis 800 Millionen Jahren (mit Argon) beziehungsweise von ein bis zwei Milliarden Jahren (mit Calcium) datiert werden können.

Schon will ich frohlocken, denn Kalium-40 kommt weit verbreitet in häufigen gesteinsbildenden Mineralien wie Glimmern, Feldspäten und Hornblenden vor – da gelange ich beim letzten Satz an: *„Problematisch ist das Entweichen von Argon, wenn das Gestein Temperaturen über 125 °C ausgesetzt war, denn dadurch wird das Messergebnis verfälscht.“*

„Und bei der Glasherstellung“, seufze ich leise, „werden mit Temperaturen über achthundert Grad die verschiedenen Sandarten verschmolzen... Das weiß ich noch von dem Besuch in der Glashütte im Schwarzwald, wo Oma Pinka vor zwei Jahren unbedingt über Ostern hinfahren wollte. Verdammt, wie finde ich denn nun heraus, wie alt dieses Herz hier ist?“

Ich überfliege die nächsten Einträge, unter denen Rehydroxylierung interessant klingt, aber nach meinem Verständnis auch nicht ausreichend valide Ergebnisse liefern würde.

Als ich das Browser-Fenster gerade wieder schließen will, fällt mein Blick auf einen kurzen Eintrag über das M.I.T. in den USA, der von einem Fund einiger Glasgegenstände berichtet, die angeblich aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen; Laboruntersuchungen hätten jedoch ergeben, dass es sich nicht um venezianische Arbeiten aus der Zeit der Medici handle, sondern um Waren aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in Venedig oder Florenz, sondern auf Sizilien hergestellt worden sind.

Ich lese den Artikel neugierig durch und erfahre, dass man durch Analyse der Zusammensetzung des Glases auf mehrere Ungereimtheiten gestoßen sei – ein

Teil sei Sand aus Oberitalien, durchaus dreihundert bis fünfhundert Jahre alt; ein anderer Teil sei jedoch eindeutig aus einer Sandgrube auf Sizilien, die im Jahr 1809 ihren Betrieb aufgenommen habe.

„Damit ist 1809 *terminus post quem*“, nicke ich halblaut vor sich hin, „der Zeitpunkt, ab dem alle Fakten logisch zusammenpassen. Vielleicht kann man es so auch mit dem Meerglasherz machen... Aber nein, Moment, würde es dabei nicht zerstört werden?“

Findelkind

Das Federbett war himmlisch weich, sodass Anne nicht aufstehen wollte. Aber es musste sein, sie hatte hier im Haus ihre Pflichten, auch wenn Familie Terling ihr angesichts ihrer noch schwachen Konstitution nur leichte Aufgaben zuteilte und besonders Frieder stets darauf bedacht war, dass sie genug Ruhe bekam.

Anne hatte außerdem das Gefühl, dass er öfter in ihrer Nähe war, als nötig war – und sie musste sich eingestehen, dass sie dies nicht als störend empfand, ganz im Gegenteil. Es kam öfters vor, dass Anne mit wohliger Wärme aufwachte aus Träumen, in denen Frieder eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte.

Anne, die früher Antje de Bruyne gewesen war, hatte sich gut eingelebt auf der Nordsee-Insel Borkum. Sie hatte die hier gesprochene friesisch-plattdeutsche Sprache, die der holländischen sehr ähnlich war, schnell gelernt und fühlte sich wohl bei den Terlings im gemütlichen ‚Haus Westwind‘ und hatte ihren Platz als dritte Tochter der alten Hanne gefunden.

Die sechzehnjährige Wiebke und ihre ältere Schwester Tilsche hatten Anne als jüngere Schwester akzeptiert, während Frieder sich ihr gegenüber höflich und zurückhaltend verhielt. Anne glaubte jedoch zu wissen, dass er sich nur sehr gut unter Kontrolle hatte; denn da waren diese freundlichen Worte und seine verstohlenen Blicke, wenn er glaubte, dass niemand es bemerkte.

Sie wartete seit Monaten auf den Tag, an dem er zu seinen Gefühlen stehen und sich ihr ganz offenbaren würde. Ein Blick von ihm, eine Geste, ein Wort – und sie würde mit Freuden ‚ja‘ sagen. Die unmittelbare Verwandtschaft von Frieder würde es verstehen; aber würde es die Dorfgemeinschaft akzeptieren, wenn das Findelkind Anne in eine der ältesten Familien auf der Insel einheiratete?

Da war ja auch noch Lewe Raake, ein durchaus gut aussehend zu nennender junger Mann, der wie Frieder viel auf dem Meer unterwegs war, auch wenn er nicht vom Seehund- sondern vom Fischfang lebte. Lewe war es gewesen, der es gewagt hatte, an einem Sonntagmorgen vor aller Augen in der Kirche aufzustehen und ihr seinen Platz anzubieten – ein deutliches Zeichen, dass er sich für sie interessierte; und das, obwohl Anne ihm nie auch nur das kleinste Zeichen gegeben hatte, dass sie sich etwas aus ihm machte.

Viel schlimmer noch, an jenem Sonntag erfuhr sie im Vertrauen, dass Wiebke sich insgeheim Hoffnungen auf ihn machte. Es hatte eines längeren Gesprächs mit der verstörten Schwester benötigt, bis die Wogen geglättet waren; Wiebke hatte ihr schließlich geglaubt, dass Anne kein Interesse an Lewe habe, auch wenn sie in den Augen der Dorfgemeinschaft auf dem besten Wege zu einer Verlobung mit dem stattlichen Fischer war.

Abgesehen von Lewe gab es da auch noch Jan-Ole Akkermann, den Sohn des Bäckers an der Deichstraße; auch dieser hatte mehr als einmal gezeigt, dass er von Anne angetan war. Er hatte ihr – von Tilsche kunstvoll aufgeflochtenes – goldblondes Haar gelobt, ihr zur Wahl ihres Kleides gratuliert, das ihre schlanke Mädchentaille betonte und einst Tilsche gehört hatte, und schließlich eines der frischen Rosinenbrötchen aus dem Korb gezogen und ihr persönlich überreicht, während der Rest des Korbes unzeremoniell an die alte Hanne ging.

So freundlich und gutmütig Jan-Ole auch war, Anne konnte in ihm nicht mehr als den unbeholfenen Neunzehnjährigen sehen, der immer ein bisschen nach frischem, leicht angebranntem Brot roch und sie aus seinen blaugrauen Augen verschüchtert ansah; oder schielte er dabei nach der gleichaltrigen Tilsche?

Und was war mit Klaas Bakker, dem Sohn des Bürgermeisters, der ihr vor zwei Wochen seine Aufwartung gemacht und in einem peinlichen Moment ohne eine Zeugin wie Wiebke oder Tilsche seine Liebe gestanden hatte – die sie nicht erwiderte und auch niemals erwidern würde?

Es war nicht ganz einfach sich einzugewöhnen, auch wenn Anne sich immer so behütet und geborgen fühlte wie als kleines Kind, wenn sie im ‚Haus Westwind‘ war und sich Frieder in ihrer Nähe befand.

Sie stellte ein wenig erstaunt fest, dass sie sich zu sorgen begann, wenn er auch nur wenige Minuten später als üblich aus dem Watt oder von See zurückkehrte, den gefangenen toten Seehund in den Schuppen brachte und dort häutete und zerlegte. Er belieferte den Insel-Kaufmann, der als Bruder des Bäckers ebenfalls Akkermann hieß, mit dem Seehundfleisch, dem Tran und dem aufgefangenen

Blut, während er das Fell und die Zähne selbst behielt, aufwendig säuberte und von seinen Schwestern zu Kleidung fertigen ließ.

Selbst Anne besaß mittlerweile eine Weste aus Seehundfell, die unerwartet leicht und dennoch warm war, und die sich obendrein noch angenehm trug. Frieder selbst war von Kopf bis Fuß in Seehund gekleidet, wenn er auf Fang auszog. Einmal, als sie mit Wiebke einen kleinen Spaziergang zum Süderdeich machte, hatte Anne ihn dort draußen im Watt des Südstrandes stehen sehen, wie er mit aller Seelenruhe zwei jungen Seehunden zusah, die sich an der Wasserkante bemühten, vom Strand zurück ins offene Meer zu gelangen.

„Wird er die beiden töten?“ hatte Anne erschrocken gefragt, denn die zwei Tiere waren kaum dem Heuler-Alter entwachsen.

„Warte es ab“, hatte Wiebke geantwortet und war im Windschatten der Deichkrone stehen geblieben, eine Hand zum Beschatten ihrer Augen erhoben.

Auch Anne war stehen geblieben und sah mit klopfendem Herzen zu, wie Frieder dort draußen in die Hocke ging und sich, mit der Harpune waagrecht hinter sich ausgestreckt, langsam auf die jungen Seehunde zubewegte. Anders als es Anne erwartet hatte, legte er jedoch nicht auf sie an, als er nahe genug heran war; vielmehr ließ er die Harpune auf den nassen Sand fallen, richtete sich auf und ging mit schnellen Schritten zu den vor Schreck schreienden Tieren.

„Oh Gott“, hatte Anne geflüstert und sich bekreuzigt in Erwartung des Todes.

Doch Frieder überraschte sie. Er bückte sich und rollte erst den einen Seehund, dann den anderen ins Wasser, wo die beiden sofort das Weite suchten und ihn um einen todsicheren und spielend leichten Doppelfang brachten.

„Warum hat er das getan?“ hatte Anne leise gefragt, aber erst eine Antwort von Wiebke erhalten, als deren Bruder zu ihnen an den Deich gekommen war und, mit den Händen an den aufgestellten Stiel seiner Harpune gestützt, aufs Meer hinausgeblickt hatte, wo in der Ferne die beiden Seehunde ihre Köpfe aus dem Wasser hoben und – offenbar quicklebendig und lebensfroh – eine Weile miteinander herumtollten, bevor sie abtauchten und verschwanden.

„Es ist keine Kunst“, hatte Wiebke leise gesagt, „ein hilfloses Tier zu töten.“

„Ja“, hatte Frieder ergänzt. „So ist es. Jagd bedeutet, dass wir gleichrangige Gegner sind, jedenfalls für mich. Und wir sind zum Glück gar nicht darauf angewiesen, dass ich jeden Tag einen Fang mache. Es ist möglich, dass ich den beiden in ein paar Jahren wieder begegne; aber es wird dann ein ehrlicher Kampf sein, und darauf kommt es mir an.“

Anne hatte genickt und ihn mit einem solchen warmen Gefühl in der Brust von der Seite angesehen, dass ihr Gesicht geradezu vor Hitze strahlen musste. Die Geschwister hatten es nicht bemerkt oder höflich übersehen; vielleicht waren sie aber auch abgelenkt gewesen, da just in dem Moment der alte Gus ter Steg mit seiner Harpune über der Schulter erschienen war.

Der wettergegerbte alte Seehundjäger hatte Frieder in ein Gespräch über das Jagdglück verwickelt, in dem Frieder sehr geschickt zu sagen vermied, dass er sich gerade für Gleichrangigkeit denn Jagderfolg entschieden hatte. Daraufhin sagte der alte Gus ter Steg ein paar freundliche Worte zu Wiebke, die er ‚min sötén Deern‘ nannte, und sah auch Anne mit Wohlwollen und großväterlichem Interesse an, bevor er sich verabschiedete und seines Weges ging.

Auf dem Heimweg, daran erinnerte Anne sich nur zu gut, waren sie nahe dem Friedhof an der Deichstraße dem Bürgermeister und dessen Frau begegnet. Die beiden hatten höflich begrüßt, ein paar Worte über das Wetter gesagt und sich dann mit einem Blick über die Schulter erkundigt, ob Hanne den morgigen Tag zu feiern gedenke.

„Nein“, hatte Wiebke ernst gesagt. „Auch wenn es langsam wieder an der Zeit wäre, es zu tun; gerade jetzt, wo unsere Familie zum ersten Mal seit Jahren so glücklich ist wie...“

Sie hatte sich unterbrochen und schuldbewusst zu Boden geblickt, während der Bürgermeister und dessen Frau sich hastig an Anne gewandt und sie nach dem Rezept für die kleinen Küchlein gefragt hatten, die sie zum Maifest nach einem alten Brauch ihrer früheren Familie gebacken hatte. Anne hatte sich geheimnisvoll gegeben, aber schließlich versprochen, zum Pfingstfest erneut diese süßen Leckerbissen zu bereiten.

Die Frau des Bürgermeisters hatte gestrahlt und Anne wohlwollend angelächelt, während Wiebke und Frieder immer noch schweigend daneben standen und zu Boden starrten. Sie hatten kaum den Abschiedsgruß erwidert und wanderten ohne ein Wort zu sprechen neben Anne her zurück zum ‚Haus Westwind‘.

Nachdenklich hatte Anne eine Weile darüber sinniert, was den Geschwistern so die Laune verdorben hatte. War es vielleicht die Art der Frau des Bürgermeisters gewesen, die sich eine Spur zu freundlich angefühlt hatte, um echt zu sein? Und es war nicht das erste Mal gewesen, dass sie gespürt hatte, dass man sich ihr gegenüber zwar höflich, nett und freundlich verhielt, es aber immer eine Spur zu sehr war, um echt zu sein...

Es betrübte Anne ein wenig, als ihr der Gedanke kam, dass man offensichtlich nur nett zu ihr war, weil sie zur Familie Terling gehörte, was der Pfarrer gleich am ersten Sonntag nach jener schicksalhaften ersten Begegnung mit Frieder verkündet hatte. Sie hatte die seltsamen Blicke gesehen, mit denen manche der Leute sie bedachten, während sie ihr die Hand schüttelten. Und warum sahen danach alle Hanne an, als ob diese schwer krank sei?

*Was ich auch tue,
Sie ist blind, wenn es
Um mich geht.
Was soll ich tun?
Sie hat mein Herz.
Orangerot leuchtet
Mein Herz im Licht,
Wenn es auf ihre
Kehle fällt.
Aber sie weiß nicht,
Was ich für sie erleide.*

Ich atme tief ein und aus. Dann nehme ich das goldbraune Meerglasherz erneut in die Hand und drehe es vorsichtig unter dem hellen Licht der Arbeitslampe. Der kleine Kristall blitzt bei jeder Drehung kurz auf und wird durch die geschickt gearbeitete Fassung nicht verdeckt, sodass ich eigentlich zufrieden mit meiner Arbeit sein müsste.

In mir wirkt aber immer noch der seltsame Traum nach, der mich dieses kleine Herz mit anderen Augen sehen lässt. Wenn ich mich nicht sehr täusche, dann hat mein merkwürdiges Erlebnis damit zu tun, obgleich ich natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, dass dieses Meerglasherz ausgerechnet aus dem Glas jener Brantweinflasche entstanden ist, die der kleine Benjamin aufs Deck der *L'Orient* fallen ließ. Es ist nur so ein Gefühl, aber ich glaube zu wissen, dass es so ist.

Schon deshalb behandle ich das Geschenk für Betty nun mit allerhöchster Vorsicht und bin jeden Moment darauf gefasst, dass der Alptraum erneut ausbricht und mich zurück in die schreckliche Seeschlacht schleudert.

Doch nichts dergleichen geschieht, während ich das gefasste Herz mit der Öse an einer dünnen Kette aus 925er-Silber befestige und behutsam in das bereits vorbereitete Schmuckkästchen lege, das mit sandfarbenem Samt ausgekleidet ist. Ich hole eine Rolle mit goldenem Organza-Band aus der Verpackungsecke und binde eine Schmuckschleife um das kleine Kästchen. Zum Schluss hänge ich noch die an Betty adressierte Geschenkkarte daran und platziere das fertige Werk auf dem Regalbrett, wo sich die fertigen, aber noch nicht abgeholten Auftragsarbeiten aneinander reihen.

Der iPod hat die Playlist offenbar selbständig angehalten, sodass ich nach den letzten Tönen von *Me & Mr Jones* neu starten muss. Seufzend skippe ich *Magic* und *Oxygen* und finde *Feel* von Robbie Williams, der sich irgendwie zwischen Amy und Colbie gestohlen hat.

„Come on, hold my hand. I wanna contact the living“, singe ich leise mit, als ich in meinem Auftragsbuch nachsehe, was ich – mal abgesehen von der Kette für Rubens Schwester Sara – als nächstes fertigstellen muss.

Da ist zum einen der Bilderrahmen für eine Freundin von Gaby, den ich mit den restlichen grünen Meerglasscherben bekleben muss, die ich vor zwei Monaten am Strand von Sylt unweit der berühmten und sündhaft teuren Bar aufgelesen habe – was Jonas gänzlich ignoriert und Stoffel mal wieder zu allerlei unnötigen Bemerkungen über Altglas und „muss man dafür erst Champagner trinken?“ veranlasst hat. *Nee, der Bilderrahmen kann warten.*

Zum anderen muss ich noch ein passendes braunes Stück finden, das sich als Abschluss eines ganz aus Meerglas gefertigten Teelichthalters in Form eines sitzenden Hundes als Nasenspitze eignet.

Während Robbie von Milow abgelöst wird und „*Sometimes everything seems awkward and large, imagine a Wednesday evening in March – future and past at the same time...*“ erklingt, greife ich nach einer größeren Plastikkiste, die in einer Ecke der Werkbank steht und allerlei Meerglasstücke der Farbe Braun enthält. Ich wühle eine Zeitlang darin herum, bis ich drei Stücke gefunden habe, die von der Größe her passen würden. Gerade als ich mich für eines davon zu entscheiden versuche, fällt mein Blick auf ein kleines besonderes Stück, das sich ganz nach unten in die vordere linke Ecke des Plastikastens verirrt hat.

Was? Das kann doch gar nicht sein? Wie kommt denn das dort hin?

Erstaunt erkenne ich das Meerglasherz, das ich vor sieben Jahren unter der heißen Sonne Ägyptens am Strand einer weiten flachen Bucht nahe der Stadt Rosetta an der Mündung eines Nil-Armes ins Mittelmeer gefunden habe.

Über den tagelangen Besichtigungen alter Pharaonengräber und Badespaß am Roten Meer mit Familie Thormann habe ich ganz vergessen, dass ich dort nicht nur Meerglas im Allgemeinen, sondern auch dieses Herz aufgelesen habe.

Rasch greife ich mit beiden Händen in die Plastikkiste, wühle mich vorsichtig nach unten durch und hole vornübergebeugt das Meerglasherz heraus, um es unter der Arbeitslampe genauer zu betrachten.

„Wie konnte ich dich vergessen?“ sage ich kopfschüttelnd und reibe mit dem Ledertuch sanft die ungewöhnlich dunkle und stumpf wirkende Oberfläche des Meerglasherzens ab, bevor ich mithilfe der Lupe bemerke, dass das Herz auf meiner Hand direkt unter der obersten, vom Salzwasser angefressenen Schicht wie von heißer Glut gebrannt zu sein scheint.

Die Playlist wechselt von Milow zu Ed Sheerans Stimme, die den ganzen Raum zu füllen scheint: „*I can taste salt water and if I blink again we'll be sinking in...*“ Im nächsten Moment ist es mir, als ob ich erneut mitten hinein falle in die Schlacht am Nil, nur dass ich dieses Mal auf dem Achterdeck stehe und kleiner zu sein scheine als zuvor...

Ägypten, 1798

Rotglühende Flammen zuckten zum Himmel. Ein Schwall beißenden Rauches stieg auf, als das Pulver zündete, unmittelbar gefolgt vom Donnern der Kanonen vorne an der Steuerbordseite. Es regnete Geschosse aller Formen und Größen, Hauptsache brennbar. Bereits seit über einer Stunde lag unser Schiff, die altehrwürdige Alexander, nun schon vor Anker – inmitten der großen Schlacht in der Bucht von Aboukir und optimal positioniert in Wurfweite zum steuerbordseitigen Heck des riesigen Dreideckers, der dem Feind als Flaggschiff diente.

Ich grinste und warf erneut. In einem formvollendeten Bogen fand mein Ball aus alkoholgetränktem und leise glimmendem Stoff sein Ziel – das zersplitterte Fenster der Admiralskabine genau gegenüber.

Ein erneutes Donnern von Kanonen, diesmal von der Gegenseite, ließ die Decksplanken unter mir erzittern und verschluckte den freudigen Schrei meines

Freundes und Schiffskameraden Billy Sawyer, der direkt neben mir stand und ebenfalls nach Leibeskräften mit Stoffbällen und kleineren Holzteilen warf – so wie unser Kapitän es uns aufgetragen hatte, kurz nachdem die Culloden uns vor dem flachen Wasser der Bucht gewarnt hatte. Im letzten Moment hatte unser Steuermann reagieren können und die Katastrophe verhindert.

Ich tränkte die restlichen Stoffbälle und reichte sie Billy, der emsig weiter warf, während ich die noch halb volle Rumflasche zur Hand nahm. Ich tränkte den letzten Stoffstreifen mit Alkohol, stopfte das eine Ende in den dunkelbraunen Flaschenhals und steckte das andere Ende vorsichtig in Brand.

Der Stoff loderte sogleich hell auf, sodass ich mich beeilen musste und mein Wurfgeschoss mehr schlecht als recht durch eines der zersplitterten Fenster der Kabine schleuderte. Ich wusste, dass es eigentlich nicht zum Ehrenkodex passte und in einer Schlacht nur feste Geschosse verwendet werden sollten – aber die Gelegenheit war so günstig gewesen, dass auch Mister Elliot, der um zwei Jahre erfahrenere Offiziersanwärter, ohne zu zögern zugestimmt hatten.

Er würde Billy und mir Rückendeckung geben und irgendetwas von Funkenflug und den vergessenen Farbtöpfen dort auf dem Wandregal der Admiralskabine erzählen, sollte die ganze Sache wider Erwarten schief gehen. Doch danach sah es nicht aus, im Gegenteil: Ich hörte, wie das Glas der Flasche zersprang und wusste, dass nun das glimmende Stück Stoff den Rest des Rums entzündete und das Feuer rasch um sich greifen würde.

„Es kann nicht mehr lange dauern“, wollte ich frohlockend rufen, doch meine kleine Jungenstimme ging im erneuten Kanonendonner unter. Eine neue Salve unserer Geschütze schickte fauchend Rauch und kleine zerplatzende Geschosse hinüber auf den brennenden Riesen, dem seine einhundertzwanzig Kanonen nur noch wenig halfen. Ich musste husten, als der Qualm in meine Lungen drang. Es war, als ob ich ersticken müsste.

Eine kräftige Hand schlug mir auf den Rücken und zog mich dann ruckartig ein paar Fuß nach achtern. Einen Augenblick später zerbarst die Bordwand, genau an der Stelle, wo ich noch vor dem Bruchteil einer Sekunde direkt neben Billy gestanden hatte. Eine schwere eiserne Kugel rollte polternd über das Deck, ganz haarscharf an meinem Fuß vorbei, den ich geistesgegenwärtig zur Seite zog. Die Froschfresser hatten dieses Mal schneller reagiert, auch wenn wir sahen, wie sich das Feuer bereits auf dem gesamten Achterschiff auszubreiten begann.

Ich konnte sehen, wie nun auch aus der Admiralskabine rote Flammen in den rauchverhangenen Nachthimmel schlugen – unendlich gierig und unaufhaltsam.

Die L'Orient würde es nicht mehr lange machen. Auch wenn sich die Kanoniere dort drüben auf dem unteren Kanonendeck immer noch mit aller Macht bemühten und etwas verzögert die Achtzehnpfünder direkt auf die zersplitterte Stelle in der Bordwand unseres altgedienten Linienschiffs abfeuerten.

„Das war haarscharf, Porter“, brüllte mir eine Stimme ins Ohr.

Diesmal war es nicht Billy, der geistesgegenwärtig den Arm ausstreckte und mich zurückzog, sondern Mister Elliot, der sechzehnjährige Mittschiffmann, der mir wohlwollend auf die Schulter schlug. Das gekeuchte „Danke“ aus meiner rauhen Kehle ging unter in einem erneuten Donnern von Kanonen, dieses Mal von unseren Neunpfündern, die direkt unter mir einen wahren Hagelschauer aus Schrapnell zu den Froschfressern hinüber schickten.

„Alles klar, Jem?“ schrie Billy neben mir.

Ich nickte und warf den letzten Stoffball. Doch ich hatte nicht gut genug gezielt; er prallte an der Heckblende ab und verschwand in den dunklen Wellen der Bucht, über der die Nacht sehr rasch hereinbrach.

Eine zweite Breitseite dröhnte herüber, nicht von der L'Orient, die nun achtern lichterloh brannte, sondern von irgendwo weiter vorne. Durch den beißenden Qualm hindurch konnte ich im schwachen Licht undeutlich die Umrise eines weiteren Schiffes ausmachen, das wenige Augenblicke später das Mittschiff des sterbenden Riesen unter Beschuss nahm.

Für einen Moment glaubte ich, unser eigenes Flaggschiff mit unserem genialen Konteradmiral an Bord zu sehen. Doch dann erkannte ich unseren treuen Weggefährten, die Swiftsure, die uns seit über anderthalb Stunden den Rücken freigehalten und die Backbordseite des mächtigen Dreideckers beschäftigt hatte. Zusammen hatten wir den übermächtigen Gegner angegriffen, nachdem unsere gute alte Bellerophon sich nach zwei Breitseiten des Riesen schwer geschlagen zurückziehen musste. Und der Vorteil war auf unserer Seite.

Wir waren zwar kleiner, aber wir hatten mehr Erfahrung, Disziplin und vor allem die besseren Mannschaften – viel besser als die Froschfresser. Wir hatten sie auf Höhe von Sizilien aus den Augen verloren, vermutlich bei Nacht überholt und an der falschen Stelle gesucht. Aber unserem geliebten Konteradmiral waren sie trotz der langen Jagd letztlich doch nicht entkommen.

Und nun hatte es auch ihr riesiges Flaggschiff erwischt; ausgerechnet wir zwei im Vergleich winzigen Zweidecker schafften es mit der Hälfte unserer jeweils achtundzwanzig Achtzehnpfünder auf dem oberen Kanonendeck und vierzehn Neunpfündern auf dem Quarterdeck, den Giganten in die Knie zu zwingen.

Dazu kam noch die alles verwüstende Macht unserer Zweiunddreißigpfünder, der schwersten Geschütze an Bord, die vom unteren Kanonendeck aus vierzehn Rohren an Steuerbord Zerstörung bellten. Da brauchte es kaum noch einen gut gezielten Schuss aus einem Rohr der vier Neunpfünder auf dem Vordeck, um das Schicksal unseres Gegners zu besiegeln.

Nichts konnte uns aufhalten, wir waren die Herren der Meere. So auch hier in der Bucht vor dem alten Pharaonenreich, wo die Froschfresser sich mit ihrer Flotte versteckt hatten. Vor uns. Sie hatten Angst vor uns – und das zu Recht. Mit einem erneuten Donnern ihrer Geschütze steckte die Swiftsure nun auch das Vorschiff der L'Orient in Brand. Der Riese war geschlagen.

„Das wird gleich gewaltig krachen“, brüllte Billy, über das Knallen von Gewehrschüssen und den entfernten Kanonendonner der übrigen Flotte hinweg kaum zu verstehen, obwohl er direkt neben mir stand. Doch offenbar hatte auch Elliot seine Worte verstanden. Denn er begann sofort damit, mit hektischen Gesten den Offizier, der für unsere Seite zuständig war, auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen, während er gleichzeitig mit den Füßen das zersplitterte Holz der Bordwand ins brodelnde Wasser der Bucht beförderte.

Der Offizier verstand und gab sofort unmissverständliche Anweisungen, das Schiff gegen weitere Beschädigungen durch den brennenden Nachbarn zu schützen. Eine Handvoll Matrosen sprang wie ein Mann unter Deck, um die Pumpe zu betätigen, Decken zu durchnässen und die Löscheimer vorzubereiten. Elliot zog Billy und mich mit sich zu den zerfetzten Wanten neben dem Loch in der Bordwand und bedeutete uns, dort das Ende der Eimerkette zu bilden und das Deck mit Wasser zu tränken. Er selbst ging dann daran, die restlichen Wurfobjekte in einem einzigen gewaltigen Schleudern durch die geborstene Bordwand auf das brennende Achterdeck des Gegners hinaufzuwerfen.

Billy und ich rannten mit den schweren Eimern die wenigen Yards in unserem Bereich vor und zurück und durchnässten alles, was in Reichweite war, während sich mit einem Mal gespenstische Stille um uns legte, sobald die Swiftsure eine letzte Breitseite in den brennenden Rumpf des erlegten Riesen gefeuert hatte.

„Die Wanten auch“, brüllte Elliot und schickte Billy mit dem nächsten Eimer hinüber. Doch Billy konnte seinen Auftrag nicht mehr vollenden.

Mit einem ohrenbetäuben Knall explodierte die L'Orient. Ich war für einen schrecklich langen Augenblick wie gelähmt. Einem Alptraum gleich sah ich Billy stürzen, gefährlich nah am Loch in der Bordwand. Der Schrei, der mir aus der Kehle stieg, verhallte ungehört im Chaos, das mit einem Mal an Deck ausbrach.

Jeder schrie und brüllte, während es erneut eine gewaltige Detonation gab und brennende Splitter und auch größere Bruchstücke des zerfetzten Dreideckers auf uns herabregneten. Ich sah mich selbst fallen, stürzen, springen und hatte nur einen Gedanken: Hinüber zu Billy.

„Ich muss ihn retten.“ Für mehr war keine Zeit.

Mit einem gewaltigen Satz war ich bei ihm, packte das Bein meines Freundes und zog ihn zurück in Sicherheit. Immer noch fiel Feuer vom Himmel und verzischte auf den feuchten Decksplanken unserer Alexander.

Ich fühlte, wie Billy meinen linken Arm packte, um sich mühsam daran in die Höhe zu ziehen. Doch im nächsten Moment stieß mein Freund mich um und riss mich zu sich herunter in den Schutz der stehengebliebenen Bordwand. Kaum den Bruchteil eines Augenblicks später schlug ein schwerer brennender Gegenstand hinter mir aufs Deck.

Ich spürte einen reißenden Schmerz im linken Bein, wahrte die warme und irgendwie klebrige Hand meines Freundes an meiner pochenden Linken und ein wahnsinnig machendes Jucken im linken Auge.

„Ich sterbe“, war das Letzte, was ich dachte. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Mit einem leisen Schrei fahre ich auf und greife sofort an mein linkes Bein, das dumpf pochend Wellen des Schmerzes durch meinen Körper jagt. Nach einigen Sekunden stelle ich beruhigt fest, dass es kein Phantomschmerz ist. *Juhu, ich bin nicht zum Krüppel geworden* – wenngleich der Schmerz so real erscheint wie das wild pochende Brennen meiner linken Hand und das schier wahnsinnig machende Jucken in meinem linken Auge.

Ein tiefer Atemzug, gefolgt von einer Bestandsaufnahme und einem prüfenden Blick in das im abgedunkelten Zustand spiegelnde Display des Smartphones gibt mir die Bestätigung, dass ich nicht ernsthaft verletzt bin. *Gott sei Dank!*

Mein linkes Bein muss im Schlaf gegen das Tischbein gestoßen sein, während ich den Kopf auf meine Linke gestützt habe, wobei ich offenbar die Blutzufuhr kurz abgeklemmt habe. Und das Jucken meines linken Auges ist ganz einfach damit zu erklären, dass links von mir die offene Flasche mit dem Mosaikkleber steht, die langsam das Lösungsmittel ausdünstet und dadurch auch mein nächstgelegenes Auge reizt.

Schnell schraube ich den Verschluss auf die Plastikflasche, bevor ich mich mit leicht schwankendem Gang zur Toilette aufmache, die sich gleich vor meiner Werkstatt hinter der nächsten Tür rechts befindet. Sorgfältig wasche ich mir die Augen aus und stelle beim Hochziehen meiner Spitzenunterhose nach dem Wasserlassen fest, dass ein hässlicher dunkelblauer Streifen außen an meinem linken Unterschenkel kurz unterhalb vom Knie zu pochen begonnen hat, der mit Sicherheit vom Tischbein der Werkbank herrührt. Vorsichtig betaste ich die Stelle und spüre ein ziemlich unangenehmes Ziehen, das sich rasch auf mein gesamtes linkes Bein ausweitet.

„Nur ein Traum“, sage ich zu meinem Spiegelbild. „Bilde dir ja nichts ein, Tony. Reiß dich jetzt zusammen und konzentriere dich lieber auf deine Arbeit als auf irgendwelche Seeschlachten...“

Als ich das kleine Bad verlasse und einen kurzen Blick in den Buchladen werfe, ist Leo gerade mit einem Kunden am Fachsimpeln, ob der *Lonely Planet* oder der *Baedeker* der bessere Begleiter für einen Urlaub in ‚Mittelerde‘ Neuseeland ist. Ich grinse ihm im Rücken des Kunden aufmunternd zu und verdrehe dabei theatralisch die Augen, bevor ich zurück in meine kleine Werkstatt gehe und kurzentschlossen ein geschwungenes Stück braunes Meerglas für die Nase des Hundes auswähle.

Der Mosaikkleber sitzt bombenfest, als ich zu Mariah Careys *Butterfly* vorsichtig das Ledertuch entferne, mit dem ich das Glasstück angedrückt habe. Damit ist der Hund fertig und wandert, in Bubble-Folie eingewickelt und mit einem Zettel mit der Auftragsnummer daran, auf das Regal neben das Geschenk für Betty.

Ein kurzer Blick ins Auftragsbuch zeigt mir, dass ich nach dem Bilderrahmen für die Freundin von Gaby tatsächlich mit der Kette für Rubens Schwester Sara beginnen kann.

Mit hölzernen Wäscheklammern an den frisch befestigten Meerglasstücken und dem Ledertuch als Puffer dazwischen lasse ich einige Zeit später den fertig beklebten Bilderrahmen trocknen und wende mich dann – *endlich* – Saras Kette zu. Es scheint fast so, als ob die Wärme von Rubens Händen noch an den sieben Glasstücken ist. *Alles Einbildung, Tony! Schlag dir diesen Ruben aus dem Kopf. Der wird auch nur mit dir spielen, genau wie Jonas... Und wenn nicht?*

Ich messe den Silberdraht und suche die passende Bohrspitze heraus, um die für die Mitte vorgesehene Scherbe zu durchbohren; sie ist zu dünn für eine so verschlungene Fassung, wie ich ursprünglich geplant hatte. Gerade habe ich die

Scherbe in den Schraubstock eingespannt und will zu Enyas *Fallen Embers* loslegen, als es hinter mir an die Tür klopft.

Ich zucke erschrocken zusammen und habe wirklich großes Glück, dass ich mit dem Bohrer noch nicht an der Glasscherbe angesetzt habe; andernfalls hätte es einen ganz hässlichen Kratzer gegeben, der die Oberfläche unwiederbringlich zerstört und die Scherbe unbrauchbar macht.

„Entschuldige“, höre ich Stoffels Stimme hinter mir. „Ich stand im Stau und hab jetzt in zweiter Reihe geparkt, weil es hier keine Parkplätze gibt. Bist du fertig?“

Ich lege den Bohrer ab, drehe mich um – und muss mir schmerzhaft auf die Lippen beißen, um nicht mit offenem Mund meinen Gegenüber anzustarren.

Hm... Direkt zum Anbeißen.

Stoffel trägt Sportkleidung, ein Muskelshirt ohne Ärmel, das seine trainierten Oberarme gut zur Geltung bringt, und eine locker auf seinen schmalen Hüften sitzende Trainingshose, in der sein Hintern appetitlich knackig aussieht. Über die Schultern hat er sich einen sportlichen Kapuzenpullover gehängt, den er vor seiner haarlosen Brust legere verknotet hat.

Krieg dich wieder ein, Tony! Das ist doch nur Stoffel, kein Grund zur Aufregung.

Bestimmt sagt er gleich was ganz Blödes, das dich wieder auf den Boden bringt.

„Schick“, murmelt er leicht heiser, als ich aufstehe, mir die schützende Schürze abnehme und in T-Shirt und meinem getrockneten Rock vor ihm stehe. „Willst du so ins Kino, Cinderella? Oder ist das die neuste Knitter-Mode?“

Na bitte. Ganz der alte Stoffel. Blödmann.

Ich strafe ihn stumm mit Nichtbeachtung, was ihn zu einem etwas unbehaglich wirkenden Grinsen veranlasst. Ich schalte die Arbeitslampe aus, schließe die Werkstatt hinter mir und nehme meinen ebenfalls wieder getrockneten Cashmere-Pullover und die Sommerjacke von der Heizung im Gang, als ich Stoffel hinüber in den Buchladen folge. Dabei bin ich die ganze Zeit bemüht, nicht allzu offensichtlich Stoffels Rückansicht anzustarren; dieser fühlt sich auch so schon nicht ganz wohl in seiner Haut, da ihn Leo ganz ungeniert und mit deutlich sichtbarem Appetit mustert.

Selber schuld, Blödmann. Wobei, ehrlich gesagt, sieht wirklich gut aus... Hallo?

Geht's noch, Tony?! Mund zu, Augen geradeaus. Und bloß nicht rot werden!

Denn Leo scheint bemerkt zu haben, dass ich ebenfalls bewundernd den neuen Stoffel ansehe. Diese Blöße will ich mir nicht geben, auch wenn ich ehrlich und mit einiger Überraschung feststellen muss, dass aus Stoffel tatsächlich ein Mann geworden ist. Unwillkürlich beschließe ich für mich, ihn fortan lieber bei

seinem richtigen Namen Christopher zu nennen, da der Jungen-Spitzname ihm nicht mehr gerecht wird. *Solange er nicht wieder zum Ober-Blödmann mutiert...* Dieser Plan hält – *welch Wunder!* – genau eine Minute. Als Leo eine Bemerkung über meinen zerknitterten Rock macht, steigt Stoffel sofort neckend darauf ein, sodass ich meinen neuen Vorsatz ohne Bedauern wieder in den Wind schieße. Ich kann jedoch nicht verhindern, dass ich weiterhin beeindruckt von seinem neuen sportlichen Typ bin und dass seine warme Stimme mir wohlige Schauer über den Rücken schickt. *Wie der erste Sonnenstrahl an einem klaren Tag...*

Mit aller Macht zwinge ich mich dazu, meine Gedanken auf etwas anderes zu lenken, das nichts mit Stoffels anziehendem Äußeren zu tun hat. Aber sein Haar ähnelt dem von Ruben, der mir als nächstes in den Sinn kommt, da ich mir verbiete, noch einen Gedanken an Jonas zu verschwenden. *Ruben, denk an Ruben, Tony!* Rubens Augen sind dunkelbraun, während die von Stoffel ein geradezu faszinierendes Meeresgrün haben, das zu einem stürmischen Grau wird, wenn er wütend ist.

„Hallöchen Tony“, grinst er und stößt mich an, „willst du nun mit oder nicht?“ Ich zucke erneut zusammen und stelle überrascht fest, dass ich – ohne es zu merken! – hinter ihm auf die Straße hinaus getreten bin, wo sein gebrauchter gekaufter VW Touareg parkt.

Eigentlich braucht kein Mensch in Hamburg einen solch großen SUV, der längst zum Statussymbol geworden ist. Für schwere Zuglasten mag es angehen, dass man so ein Monstrum benötigt, mit dem Stoffel tatsächlich hin und wieder den Anhänger mit seinem Segelboot – Jonas hätte ‚Pirat‘ dazu gesagt – zieht. *Jetzt sag nur noch, du bist beeindruckt, Tony. Seit wann machst du dir was aus Autos oder gar aus Booten?*

Ich verbiete mir streng, weiter über Jonas und Segelboote nachzudenken und konzentriere mich auf das große Auto, das Stoffel sich von seiner ersten fetten Prämie für irgendeine Reise-Website geleistet hat. Nun jedenfalls parkt der große Wagen in zweiter Reihe und versperrt dadurch die Durchfahrt der engen Straße, was glücklicherweise bisher nicht zu einem Stau oder Hupkonzert geführt hat.

Stoffel zeigt plötzlich bisher gut verborgene Manieren, als er mir die Beifahrertür aufhält und sie auch hinter mir wieder schließt, bevor er locker um das Auto herumeilt und auf den Fahrersitz springt. Ein BMW rollt hinter uns heran, als Stoffel den Motor startet und losfährt. Ich wundere mich immer noch über ihn und bin dabei gleichzeitig bemüht, nicht in vollen Zügen den Duft der Ledersitze

gemischt mit Stoffels sportlichem Aftershave – *hm, Meeresfrische, erinnert an Jonas..., verdammt!* – einzusaugen. *Und da ist doch noch was, Holz? Irgendein Gewürz?* Ich bin sehr erleichtert, dass er die ganze Fahrt über schweigt und ich meine sicherlich zitternde Stimme nicht benutzen muss, um ihm zu antworten. Meine Reaktion auf ihn verblüfft und erschreckt mich; aber es ist noch nicht so schlimm, dass ich sofort aus dem Auto springen wollen würde. Ich kann getrost abwarten, bis er im Parkhaus in eine breite Parklücke gefahren ist, den Motor abstellt hat und wieder um das Auto herumläuft, um mir die Tür zu öffnen. *Sehr galant, Respekt.*

„Danke“, bringe ich leise heraus, bevor ich eilig vorausgehe und aus dem Parkhaus hinüber in den Komplex wechsele, in dem sich neben Fitness-Studio und Kino auch eine Bar, ein Billard-Salon und einige Geschäfte befinden.

Ich bin erleichtert, als ich Betty am Fuße der Rolltreppe stehen sehe, die zum Kino hinaufführt. Es ist wie früher, als sich Bruder und Schwester nur einen schiefen Blick zuwerfen und mit einem knappen unhöflich gemeinten Nicken aneinander vorbeigehen – jedoch nicht, bevor Betty „um halb elf unten in der Bar, ja?“ gefragt und Stoffel genickt hat. Ich sehe ihn mit seiner Sporttasche voller Schuhe, Handtücher, Hygiene-Artikel und was Männer sonst noch so brauchen davon gehen und vor dem Eingang zum Fitness-Studio Tom und zwei andere junge Männer mit coolem Handschlag begrüßen.

„Hey, träumst du?“ fragt Betty und stupst mich an. „Hier sind die Tickets.“

Ich fühle mich die Rolltreppe hinaufgeschoben – *obwohl ich viel lieber mit ins Fitness-Studio gegangen wäre...* Doch Betty kennt kein Pardon und schiebt mich oben sofort zur Theke, wo es neben Nachos und Eis auch Popcorn und Süßigkeiten gibt. Es ist eine alte Tradition, dass wir uns eine große Tüte *m&m's* und eine mittlere Portion salziges Popcorn teilen, wenn wir zusammen ins Kino gehen und uns – wie Stoffel immer sagt – eine „Mädchenschnulze“ ansehen.

„Wir haben noch fünfzehn Minuten“, sagt Betty, als wir an einem Stehtisch vor den Kinosälen anhalten und die ersten Stücke Popcorn kauen. „Also, was habe ich da gehört – mit Jonas ist Schluss, okay, geschenkt. Aber was ist mit diesem Ruben? Läuft da was?“

Trauergemeinschaft

Langsam schlich Anne vorwärts. Die Tür war nur angelehnt, sodass sie die zwei Stimmen immer deutlicher verstehen konnte, je näher sie kam. Es wunderte sie, dass es der Pfarrer war, der dort drinnen in der guten Stube mit Hanne sprach; und es war noch verwunderlicher, dass Hanne weinte.

„Sag mir, was du getan hast“, drang die Stimme des Pfarrers zu Anne heraus.

„Vielleicht kann der Herr dir helfen, Hanne.“

„Das braucht er nicht mehr“, hörte Anne ihre Ziehmutter murmeln. „Ich habe ein Wunder herausgefordert und eines bekommen.“

„Deine neue Tochter, die Anne?“

„Ja. Sie hat wieder Leben in unser Haus gebracht, auch wenn sie Tees natürlich nicht ersetzen kann. Aber ich weiß, dass sie uns geschickt wurde, weil wir das Meer um eine Seele gebeten haben.“

„Ihr habt ein gewagtes Spiel gespielt“, murmelte der Pfarrer. „Wunder sind so herrlich, dass sie nur von Gott gegeben werden können...“

„Wir waren verzweifelt, wir hatten gebetet, alles versucht...“

„Ich weiß, Hanne. Ist ja gut. Aber erzähl mir, was ihr genau gemacht habt.“

„Warum?“ hörte Anne ihre Ziehmutter mit einem leisen Schnäuzen murmeln.

„Du weißt doch, warum.“

„Geht es dem Kleinen wieder schlechter?“

„Ja, meine Schwester ist selbst ganz krank vor Angst...“

Anne hörte, wie sich nun der Pfarrer schnäuzte und mit Klappern seine Tasse mit starkem Ostfriesentee auf dem Tisch abstellte. Irgendwo im Haus konnte Anne Schritte hören, die näher kamen. Sie hoffte inständig, dass niemand sie hier an der angelehnten Tür zur Stube überraschte; jedenfalls nicht, bevor sich Hanne offenbart hatte.

Doch die Schritte kamen näher. Sie klangen nach Wiebke, die immer mit diesem gewissen leichten Schlurfen bei jedem dritten Schritt ging. Annes Herz klopfte bis zum Hals, während sie sich noch beim Lauschen nach einer Möglichkeit umsah, wie sie ihre Gegenwart hier vor der Tür zur Stube erklären konnte.

Ihr Blick fiel auf das Wandbord schräg gegenüber, auf dem nicht nur der alte Sonntagshut von Tees Terling – täglich von Staub befreit – lag; direkt darunter hingen zwei kunstvoll gestaltete Texte, die Zitate aus der Bibel waren.

Wiebke hatte Anne verraten, dass es sich bei dem linken um Worte Jesu über die Ehe handelte, die bei der Hochzeit von Hanne und Tees Thema der Predigt gewesen waren; der zweite Spruch stammte aus dem Alten Testament und war aus der berühmten Geschichte des Propheten Jona, der aus dem Bauch des Walfischs entkommen war.

Erst jetzt fiel Anne auf, dass dieser zweite Bibelspruch schwarz umrandet war; darüber hinaus war oben auf dem Rahmen eine dünne Schicht Staub zu sehen, sodass Anne einen Zipfel ihrer Hausschürze aufnahm und sich zum Schein vor den rechten Rahmen stellte.

Von hier aus konnte sie Hanne und den Pfarrer zwar nur noch leise hören; aber sie konnte alles verstehen, als der Geistliche ernst wiederholte: „Also, Hanne, was habt ihr getan?“

„Es war ein schweres Jahr...“, murmelt Hanne, „eine Trauergemeinschaft, das waren wir, nichts anderes. Und ich konnte nicht zusehen, wie meine Kinder...“

„Ich verstehe, Hanne. Was habt ihr also getan? Erzähl es mir, bitte.“

„Das blaue Meerglasherz“, antwortete Hanne leise, „Tees hatte es mir damals geschenkt, als er mich das erste Mal zum Klaasohm-Fest begleitete. Es sollte mich schützen und mir seine ewige Liebe und Treue bezeugen. Wir haben es dem Meer zurückgegeben und das Meer hat uns Anne geschickt – ein Jahr, nachdem Tees weg war und wir die alte Legende herausgefordert haben.“

Das Licht geht an, als im Abspann gerade die Liste der Schauspieler durchläuft. Ich knülle die leere Popcorntüte zu einer Kugel zusammen und stehe auf. Halb erwarte ich, dass Betty nun, da der Film vorbei ist und wir nicht mehr mit Gwendolyn um Gideon mitleiden und uns gleichzeitig vor dem Grafen von Saint Germain in Acht nehmen müssen, wieder zum Thema Ruben zurückkehrt.

Doch Betty hält nun offenbar den Zeitpunkt für gekommen, nach mehr Details zum Aus mit Jonas zu fragen. Um nicht antworten zu müssen, greife ich mir den letzten grünen Frosch aus der Tüte mit den Süßigkeiten, halte ihn aber immer noch unschlüssig in der Hand, als wir bereits vor dem Kinosaal zur Rolltreppe in die unteren Stockwerke gehen. *Ein Prinz ist aus Jonas nie geworden, höchstens eine Kröte, eine blöde, oberfiese Kröte.*

Betty merkt, dass ich heute nicht mit den Details rausrücken werde. Ich liebe sie dafür, dass sie nicht weiterdrängt. Jedoch macht sie fortwährend eine so

neugierige Miene, dass ich jede Sekunde mit dem Gesprächsbeginn über ein scheinbar harmloses Thema rechne, das nach wenigen Minuten wieder den Bogen zu Jonas schlagen wird, um mir doch noch eine Steilvorlage zu geben. Schon deshalb bin ich erleichtert, als wir im unteren Stockwerk des Gebäudes vor der Bar stehen.

Gerade macht Betty den Mund auf, um mit ihrer üblichen Taktik doch noch ihre Neugier zu befriedigen, da treten vier junge Männer in Sportkleidung aus der Bar. Einer davon – *der mit Abstand Hübscheste* – ist Stoffel, der bei unserem Anblick wie angewurzelt stehen bleibt.

Das Lachen erstirbt auf seinem Gesicht, als Tom neben ihn tritt und schief grinzend „soso, Chris, nun bist du also zum Chauffeur degradiert“ sagt. Es entgeht mir nicht, wie Stoffel bei diesen Worten zusammenzuckt und den Blick von mir abwendet. Seine Miene ist verschlossen, während seine Augen ein stürmisches Meer aus Graugrün sind, als Betty fröhlich „na, wozu sind große Brüder denn sonst gut?“ erwidert.

Es überrascht mich nicht im Geringsten, dass Stoffel augenblicklich mit einer schnippischen Antwort bei der Hand ist, auf die Betty wiederum eine passende Retourkutsche findet. Manchmal habe ich die Vermutung, dass die beiden die Wortgefechte einüben, wenn sie allein in ihrer gemeinsamen Wohnung sind. Heute scheint das letzte Wort bei Stoffel zu liegen, der irgendwann nur stumm seine rechte Hand mit dem Autoschlüssel hebt und Betty damit jeden Wind aus den Segeln nimmt.

Stoffel verabschiedet sich mit einer knappen Fußballer-Umarmung von Tom und per Handschlag von den beiden anderen, die sich als Simon und Robert vorgestellt haben, und geht rasch voraus zum Parkhaus, wo er mir dieses Mal nicht die Tür aufhält, sondern sich grimmig auf den Fahrersitz wirft, während Betty automatisch auf den Beifahrersitz klettert, sodass ich auf die Rückbank ausweichen muss.

Die Fahrt verläuft wieder schweigsam, aber von Stoffel ausgehend so eisig, dass ich frösteln muss und unwillkürlich meine Jacke enger um mich ziehe. Ich bin froh, als Stoffel vor meinem Haus hält und ich nach einem kurzen „ich ruf dich morgen an“ zu Betty aussteigen kann.

„Gute Nacht“, höre ich Stoffels Stimme hinter mir und bleibe auf halbem Weg zu meiner Haustür wie angewurzelt stehen. Ich muss mich verhöhrt haben. Aber er schließt noch ein „bis morgen abend“ an, was mich völlig verwirrt und mir augenblicklich das Blut in die Wangen treibt. *Linker Fuß, rechter Fuß, Tony. Los!*

Links, rechts, links, nicht stehenbleiben. Geh weiter! Ich nicke knapp, winke ein wenig unbeholfen hinter mich und bin bemüht, die Haustür aufzuschließen, während das Auto mit quietschenden Reifen rasch davonfährt.

„Da bist du ja endlich“, werde ich fast direkt hinter der Wohnungstür von Gaby empfangen. „Hier ist eine Nachricht für dich auf dem Anrufbeantworter...“

Noch ehe ich meine Jacke aufgehängt und die Ballerinas ausgezogen habe, drückt Gaby die *Play*-Taste und lässt eine männliche Stimme durch die Stille der gemütlichen kleinen Wohnung hallen. *Ach, Scheiße. Jonas.*

„Tony, ich bin es. Bitte hör mir zu, bitte. Es tut mir so leid, Tony, wirklich. Lass uns nochmal reden, ja? Lass mich dir erklären... Ich meine, bitte, lass uns reden und klären, wie es weitergeht. Mit uns, Tony, bitte. Ich bin morgen um elf...“

Mehr kommt nicht, denn ich drücke die Löschen-Taste und sehe befriedigt und mit einem Gefühl von Erlösung, dass der Anrufbeantworter ‚00‘ anzeigt – keine neuen Nachrichten. *So ein blöder Mistkerl! Dass der sich das traut!*

„Was ist denn...?“ beginnt Gaby erschrocken, bricht aber jäh ab, als sie mein Gesicht sieht, dass eine schroffe abweisende Maske ist.

„Geht es dir nicht gut?“ flüstert Gaby, nachdem die Schrecksekunde vorbei ist, und fasst mitfühlend nach meinem Arm.

„Kopfschmerzen“, nuschle ich. „Entschuldige, ich gehe ins Bett.“

„Schlaf gut. Und gute Besserung.“

Ich nicke knapp und verschwinde, nach einem kurzen Abstecher ins Bad, in meinem Zimmer. Ich falle wie ein Stein ins Bett und schaffe es kaum noch, den Pullover und den Rock abzustreifen, da gleite ich schon in erschöpften Schlaf.

Ich träume wirr, jedoch nicht von Seeschlachten, sondern von Zeitreisen und warmen Händen, die mir eine Haarsträhne nach der anderen aus der Stirn streichen und sanft hinters Ohr schieben.

Dann sind da weiche Lippen, die meine finden, eine Zungenspitze, die auf die meine trifft, und ein Mann, der mich so innig küsst, dass das Feuer hell in mir auflodert und ich von innen heraus zu zittern beginne.

Ich spüre weiches dunkles Haar unter meinen tastenden Fingern, erschnuppere in und um mich herum etwas, das Meeresfrische, Sommer und Sport sein kann, wenngleich da noch etwas anderes ist – *Sandelholz und ein Hauch von Zimt?* Tief sauge ich diesen Duft ein, der mich beruhigt, und fühle mich davon umhüllt so wunderbar geborgen, dass ich lächeln muss. Es ist, als ob ich schwebe – hoch zu den Sternen, unendlich weit, in seinen Armen. Erst als ich in die Augen des Mannes blicke, der mich schweben lässt, zucke ich zusammen und fahre

aus dem Schlaf auf: Es sind nicht die dunkelbraunen Augen von Ruben, wie ich erwartet habe, sondern die meergrünen von Christopher.

Amsterdam, 19. Juli 2008

Der Flohmarkt hatte nicht besonders viel zu bieten. Die üblichen Gegenstände aus Keramik und Metall, dazu alte Kleidung und Spielzeug, mit denen er nicht viel anfangen konnte. Es war eine verrückte Idee gewesen, hierher zu kommen. Aber er hatte sich schließlich von den anderen überreden lassen.

Es war ja eh nicht viel los, jetzt, da die Stadt unter der glühenden Hitze des wohl heißesten Tages im Jahr schwitzte. Im engen Zimmer der Jugendherberge war es nicht auszuhalten gewesen, vor allem, weil sie dank der durchfeierten Nacht erst gegen sechs Uhr morgens ins Bett gefallen waren.

Die anderen hatten ihn gegen halb vier am Nachmittag geweckt und ohne auf seinen Protest zu hören beschlossen, wenigstens ein paar Schritte vor die Tür zu tun, bevor es am Abend auf die nächste Club-Tour ging.

„Schau mal“, hörte er einen seiner Freunde sagen und sah sich plötzlich einer Chippendale-Nachttischlampe gegenüber. „Wäre das nicht was für Lilly?“

Er nickte vage und schlenderte weiter an dem Stand entlang, der wenigstens ein paar interessante Sachen zu bieten hatte. Aber es machte einfach keinen Spaß, die Auslage nach verborgenen Schätzen abzusuchen. Oder lag es daran, dass er sich wünschte, ganz woanders zu sein?

Auch wenn es vielleicht seltsam anmutete, dass er mit knapp neunzehn Jahren ab morgen abend wie jedes Jahr drei Wochen Sommerurlaub mit seiner Familie machte – ihm war es gleich, wie es für Außenstehende aussah. Keiner wusste, warum er dies tat, am wenigstens die ihm nahestehenden Menschen. Denn für ihn hatten diese Familienurlaube einen Anreiz, den er sich selbst erst kürzlich eingestanden hatte.

Zugegeben, er war überrascht und etwas bestürzt gewesen, als ihm selbst die volle Konsequenz seines Traumes klar geworden war. Seitdem träumte er fast regelmäßig, immer dasselbe, und erwachte jedes Mal mit rasendem Herzen.

Erst gestern hatte er wieder diesen Traum gehabt – Vollrausch hin oder her. Kein Alkohol der Welt war stark genug, um ihn vom Träumen abzuhalten. Denn

nur in seinen Träumen konnte er sein, was er sich so sehnlichst wünschte: der Mann ihrer Träume.

Bisher war es vergeblich gewesen. Sie war die beste Freundin von Betty und gut mit Gaby befreundet; aber vor allem war sie seit zwei Monaten mit diesem Schnösel von einem Chefarztsohn zusammen – unerreichbar für ihn.

Ganz abgesehen davon, dass es jetzt diesen Jonas gab, war er nicht ihr Typ, dessen war er sich absolut sicher; und er konnte tun, was er wollte, sie nahm ihn nicht wirklich wahr. Sie hatte ihn bisher nie auch nur eines Blickes gewürdigt, was ihn nicht nur verletzte, sondern mit der Zeit auch wütend auf sie und die ungerechte Welt gemacht hatte.

Und deshalb wurde es Zeit etwas dafür zu tun, so dicht wie möglich an ihre Vorstellungen von einem Traummann heranzureichen wie es Sport und bewusstere Ernährung eben zuließen. So hatte er seinen inneren Schweinehund überlistet und sich einen Plan erarbeitet. Seine Freunde hatten sich gefreut. Dazu unterstützten sie ihn, sodass er zufrieden bereits erste Fortschritte zu sehen begann.

Natürlich hatte sie – seine Traumfrau – noch nichts davon gemerkt. Doch das war ihm egal. Für den Moment war er zufrieden, sie aus der Ferne zu lieben. Ein Blick auf sie, das reichte ihm, für den Moment. Seine Träume zeigten ihm, dass er sich weit mehr als nur Blicke wünschte. Aber er war noch nicht so weit, sich ihr gegenüber zu offenbaren.

Nachdenklich wanderte er weiter an dem Flohmarktstand entlang, klappte hier und da einen Bierhumpen oder eine hölzerne Schatulle auf und besah sich den Inhalt von mehreren aufgeklappten Koffern, die vor dem Stand im Halbschatten direkt auf dem Straßenpflaster lagen.

Er stutzte, als er in einer Keramikschale eine Handvoll seltsam geformter, grün schimmernder Scherben liegen sah. Konnte es sein? Er trat näher und besah die Scherben, die er tatsächlich als Meerglas erkannte. Was hatte sie doch noch gleich darüber gesagt? ‚Meerglas kommt in vielen Farben und Formen vor und kann von Kundigen weltweit gefunden werden. Manche Stücke haben aufgrund von Farbe, Form, Alter und Seltenheit einen hohen Sammlerwert.‘

Prüfend nahm er ein Stück nach dem anderen heraus und überlegte, ob er damit eine Botschaft schreiben konnte, die sie verstand. Sie liebte Meerglas, das wusste er. Aber sie brauchte etwas Besonderes, nicht einfach nur eine Handvoll grüner, vom Salzwasser matt gefressener Scherben.

Der Verkäufer, ein älterer Mann in einem luftigen Leinenanzug und mit einer Schirmmütze auf dem graumelierten Haar, der ihn schon eine Weile beobachtet

hatte, kam nun näher heran. Der Mann sagte etwas auf Holländisch, das er nicht recht verstand. Er antwortete auf Englisch und hörte den Mann freundlich erwidern: „Sea glass, my dear boy. Are you a collector?“

Er verneinte, bekannte aber, dass er jemanden kenne, die ganz vernarrt in die ‚Juwelen des Meeres‘ war; sie sammle bei jedem Strandspaziergang Meerglas. Wie gern er sie habe, fragte der Verkäufer, und er antwortete leicht errötend, dass sie die Frau seiner Träume sei. Er kam nicht mehr dazu zu erklären, warum er sie nur aus der Ferne lieben konnte; denn wie immer im unpassendsten Moment war einer seiner Freunde an seiner Seite und drängte zum Aufbruch.

Mit einem verächtlichen Blick bedachte sein Freund die grünen Scherben, die in der Sonne beinah wie Smaragde leuchteten, obgleich sie matt waren. Er bemerkte, wie der Verkäufer mit einem verletzten Blick auf den Neuankömmling sah, dass er sich augenblicklich genötigt sah, seinem Freund unwirsch über den Mund zu fahren.

Das Lächeln des Verkäufers wurde breiter, als er sich danach mit fester Stimme nach dem Preis für die zwölf Meerglasstücke erkundigte und mit einem Lächeln zahlte. Er schämte sich fremd, als sein Freund erneut eine dumme Bemerkung abgab, die von unverständlicher Sammellust und unnützem Krimskrams sprach.

„He doesn’t know what he is talking about“, sagte er entschuldigend und sah, wie sich das Lächeln seinen Weg zurück auf das Gesicht des Verkäufers bahnte. Als er sich schon zum Gehen wandte, um hinter seinem Freund zu den anderen zur nächsten Straßenbahn-Haltestelle zu gehen und zum Abendessen zu fahren, da fühlte er plötzlich eine Hand auf seinem Arm.

„You are a good man“, hörte er den Verkäufer leise sagen. „Take it, it’s yours.“ Bevor er noch wusste, wie ihm geschah, wurde ihm ein kleines Blechkästchen in die Hand gedrückt. Verwundert las er die auf dem Deckel eingeprägte, wenngleich schon sehr verrostete Handelsmarke ‚de Bruyne – Beste Oost-indische thee sinds 1747‘; ein Teekästchen also. Im nächsten Moment war er wieder von seinen Freunden umringt, sodass er gar nicht mehr dazu kam, sich von dem Verkäufer zu verabschieden, geschweige denn zu bedanken. Geistesabwesend hob er den Deckel des Kästchens eine Handbreit an und schob die grünen Meerglasstücke hinein. Ein Sonnenstrahl traf das Kästchen, in dem es plötzlich in warmem Orangerot aufzuleuchten schien. Abrupt blieb er stehen und warf im Rücken seiner Freunde rasch einen prüfenden Blick hinein.

Zuerst sah er nur die grünen Glasscherben, dann einige angerostete Haarnadeln und Utensilien, wie sie im neunzehnten Jahrhundert wohl zum Frisieren junger

Damen verwendet wurden. Dazwischen aber, halb verdeckt von einem ledernen Tuchstreifen, lag in einer Ecke etwas, das ihn augenblicklich in Hochstimmung zu versetzen wusste: Hier war das, was er brauchte. Es war einen Versuch wert. Bisher war er zu feige gewesen und hatte seine Chancen vertan. Nun aber hatte er etwas, das ihr sehr gefallen würde. Und er spürte, dass sie es haben musste. Es konnte gar nicht schiefgehen; immerhin stand ihre Beziehung mit dem widerlichen Schnösel von einem Chefarztsohn noch auf wackligen Beinen. Wenn er Glück hatte, dann war sie sogar frei, wenn er zurück nach Hause kam und ihr das nächste Mal begegnete.

Zufrieden schloss er das Kästchen und schob es sorgsam in seine Jacke. Bis er sie wiedertraf, würde er diesen Schatz sicher aufbewahren müssen. Damit würde er seiner Traumfrau gegenüberreten können – und sie würde sofort wissen, was er ihr mit dem perfekten kleinen Herz aus orangerotem Meerglas sagen wollte.

Samstag, 22. Juli 2017

Der Küchenwecker ist kaputt. Deshalb stelle ich die fünfundvierzig Minuten Backzeit auf meinem Smartphone ein, bevor ich mit dem Zeigefinger die Teigreste aus der Rührschüssel schlecke und dabei nachdenklich am Küchentresen lehne. Ich habe einen Stuss zusammen geträumt, so viel weiß ich noch.

Ich bin mindestens zweimal aufgewacht und auf Toilette gelaufen – zu viel Cola – und kann mich leider beim besten Willen nicht mehr erinnern, wovon ich geträumt habe. Bestimmt hatte es etwas mit dem Film zu tun, den Betty und ich gestern gesehen haben. Der Hauptdarsteller mag zwar ein bisschen jung für mich sein, aber er ist unbestreitbar ziemlich hübsch gewesen mit seinen grün schimmernden Augen...

Schon um mich von der Grübelelei abzulenken, habe ich beschlossen, meine Backkünste auszuprobieren; immerhin gibt es heute nacht einen Geburtstag zu feiern. *Okay, der Kuchen ist wahrlich nichts Besonderes, der klassische Rührteig mit Schokostückchen.* Mit Schokoglasur voller Zuckerherzchen soll er eine süße Überraschung für Betty und damit der zweite Teil des Geburtstagsgeschenkes werden. Die Kette mit dem goldbraunen Herzen werde ich später aus meiner Werkstatt abholen. Zuvor steht aber noch das Treffen mit Ruben an.

Ruhig bleiben, Tony. Wird schon werden. Oder willst du etwa jetzt doch noch absagen? Das wäre nicht fair. Was würde Ruben von dir denken?

Je mehr ich darüber nachdenke, desto schneller klopf mein Herz. Ich will den Besuch im Jenischpark machen, da ich lange nicht mehr im Ernst-Barlach-Haus gewesen bin und Barlachs Skulpturen liebe, seit ich *Sansibar oder: Der letzte Grund* in der Schule lesen musste. Aber irgendwie habe ich zunehmend das dumpfe Gefühl, dass es ein Fehler ist, mit Ruben dorthin zu gehen. Er wird es als Date ansehen; und, wenn ich ehrlich zu mir bin, dann ist es auch genau das: ein Date, mein erstes seit langem.

Acht Jahre, Jonas. Acht Jahre habe ich dir geschenkt, mit dir vergeudet. Ich weiß doch kaum noch, wie das geht – ein Date.

Der Kuss mit Ruben gestern, ist der vielleicht schon der Startschuss zu etwas Neuem gewesen? Was wird er von mir gedacht haben, dass ich mich so leicht zu Zärtlichkeiten hinreißen lasse? Oder ist es nur die Gesamtsituation gewesen,

seine Art, die Melancholie auszukosten und Mitleid zwar nicht zu fordern, aber doch zu erwarten?

„Was denke ich da eigentlich?“ schelte ich mich selbst. „Ich wollte doch einen haben, der ernster ist als Jonas; was nicht besonders schwer ist. Aber bin ich wirklich schon wieder bereit für eine Beziehung?“

„Was hast du gesagt?“ dringt Gabys erstaunte Stimme vom Flur herein. *Ups!*

„Ich habe nur das Rezept gelesen“, antworte ich rasch. „Willst du Kaffee zum Frühstück? Es ist noch was in der Kanne. Und da sind Croissants und kleine Schokobrötchen in der Tüte. Ich war vorhin beim Bäcker, als ich die Zutaten für den Kuchen gekauft habe... Oh, verdammt! Ich glaube, ich habe die Glasur dort liegenlassen. Typisch für mich, was?“

„Ja“, grinst Gaby, „auch, dass du blind bist. Dreh dich mal um.“

Ich folge der Aufforderung und sehe dort überrascht und erleichtert das kleine Plastikförmchen mit Glasur auf der Arbeitsplatte stehen. Grinsend hebe ich es auf, hole einen kleinen Topf aus dem Schrank und erhitze die Glasur vorsichtig in einem Wasserbad.

Gaby unterhält mich einige Minuten lang, bevor sie sich des Rest Croissant in den Mund stopft, mit Kaffee nachspült und sich mit „ich bin dann im Mercado, shoppen“ verabschiedet. Ich blicke ihr fast eine geschlagene Minute lang nach, bis ich plötzlich Verbranntes rieche. *Verdammt nochmal! So ein Mist! Das kann auch nur mir passieren!* Erschrocken und ärgerlich zugleich stelle ich fest, dass die Glasur unrettbar angebrannt ist.

Noch bevor ich den Topf vom Herd nehmen kann, sehe ich die flüssige braune Masse im Wasserbad schwarz und fest werden. Ein Block Kohle wird einzig und allein zurückbleiben, das weiß ich aus Erfahrung (ein riesiges Schokokuchenherz für Jonas hat es damals werden sollen – *was ich für den Mistkerl alles gemacht habe!*). Ich beeile mich, Wasser in den Schmelzeinsatz zu lassen und die Misere gründlich einzuweichen.

Seufzend nehme ich danach mein Smartphone zur Hand und rufe Gaby an, die sich bereits mitten im Kaufrusch bei *H&M* befindet. Sie verspricht, einen Abstecker zum Supermarkt zu machen und neue Glasur zu besorgen.

Ich bedanke mich, beende das Telefonat und lege die Zuckerherzchen auf dem Küchentisch bereit, mit denen die Glasur des Kuchens gesprenkelt werden soll. Da Gaby womöglich noch einige Zeit brauchen wird, beschließe ich, die Wartezeit für die Suche nach dem perfekten Outfit zu nutzen.

Das Problem ist, dass ich heute gleich zwei davon benötige: etwas für die Grillparty für Bettys Reifeiern-Geburtstag, das party-chic und warm genug in der Sommernacht ist, und etwas anderes für das Treffen mit Ruben, das nicht zu sexy und nicht zu langweilig ist. *Super, das wird nicht leicht...* Ich habe Jeans, Röcke, Blümchenkleider und Strandmode, dazu Pullover, T-Shirts und ein paar ziemlich verwaschene Polohemden mit Krokodilen drauf (*hallo, bin ich Krösus? Secondhand natürlich!*).

Das elegante schwarze Etuikleid mag ich nicht anziehen; es erinnert mich zu sehr an Oma Pinka, auf deren Beerdigung ich es getragen habe. Und in mein Konfirmationskleid – dunkelblau mit weißem Matrosenkragen – passe ich beim besten Willen nicht mehr.

Entsprechend verzweifelt blicke ich deshalb wenig später auf den Berg Kleider und Kombinationen, die ich aus dem Schrank genommen, anprobiert und alle als ungeeignet hinter mich aufs Bett geworfen habe.

Ich habe mich gerade für eine leichte Sommerhose mit geblümter Bluse und dem warmen Cashmere-Pullover für den Abend entschieden, als ich erleichtert Gaby zurückkommen höre.

„Brauchst du Hilfe mit dem Zeugs?“ fragt Gaby, als sie an der offenen Tür zu meinem Zimmer vorbeikommt. „Ich meinte, mit der Glasur. Aber offenbar ist hier auch eine mittlere Krise ausgebrochen. Was wird das?“

„Für die Party heute abend“, erkläre ich halbherzig und halte Hose, Bluse und Pullover an. „Dazu die weißen Ballerinas und, wenn es kalt wird oder regnet, dann noch die Steppjacke obendrüber.“

„Wunderbar“, nickt Gaby spöttisch. „Und morgen gehst du ins Kloster, ja?“

„Was würdest du denn vorschlagen?“

„Kleid mit Strickjacke, Ballerinas und offenes Haar.“

„Das habe ich vorhin erst gewaschen.“

„Na und? Was ist dann das Problem?“

„Ich bin verabredet“, antwortet Antonia und druckst ein wenig herum. „Es ist sowas wie ein Date, denke ich, auch wenn wir nur in den Jenischpark gehen. Ich brauche noch ein zweites Outfit.“

„Kleid mit Strickjacke, Ballerinas und regenfester Sommermantel.“

„Gute Idee“, erwidere ich erfreut. „Welches Kleid – das blaue oder das bunte?“

„Bunt, das sieht fröhlicher aus. Falls es regnet, bist du die Farbe...“

„Haha.“

„Nee, ehrlich, Tony. Das wirkt gut und steht dir ausgezeichnet.“

„Danke.“

„Klar, immer doch, meine Liebe. Für heute abend würde ich das blaue Kleid nehmen. Dazu die weiße Strickjacke und deine Ballerinas.“

„Okay, danke! Dann kümmere ich mich jetzt um die Glasur. Hilfst du mir?“

„Natürlich“, grinst Gaby und ist in der Tat eine so gute Hilfe, dass ich in Rekordzeit nicht nur die fachmännisch geschmolzene Schokolade über dem schon kalt gewordenen Kuchen verteile, sondern auch die Zuckerherzchen darüber streue, bevor es zehn Uhr ist.

Und als hätte er es geahnt, dass ich nun wieder ansprechbar bin, ruft Ruben auf meinem Smartphone an. *Sogar früher als erwartet! Na, wenn das kein gutes Zeichen ist!* Doch Ruben hat eine Nachricht für mich, die ich so nicht erwartet hätte. *Zu früh gefreut!*

„Ich muss leider noch mit einem anderen Professor sprechen“, sagt er mit sehr zerknirscht klingender Stimme. „Vor fünfzehn Uhr kann ich nicht bei dir sein...“

„Das macht gar nichts“, antworte ich, weniger enttäuscht als ich es mir eingestehen will. „Ich habe sowieso noch was zu arbeiten. Hol mich doch beim Buchladen ab, ja?“

Er verspricht es und klingt erleichtert dabei. Dann hat er es plötzlich sehr eilig, sich zu verabschieden. Nachdenklich starre ich aus dem Küchenfenster in den verregneten Morgen hinaus und grübele über Rubens Reaktion nach. Will er vielleicht doch nicht mit mir ausgehen? Hat er auch festgestellt, dass das alles zu schnell geht? Oder hat auch er eine Andere, irgendeine Sabrina, für regnerische Stunden? Soll ich unter diesen Umständen ganz absagen?

Sei kein Frosch, Tony! Wenn du jetzt kneifst, dann hat Jonas doppelt gewonnen. Bis fünfzehn Uhr habe ich Zeit, aber was soll ich bis dahin machen? Ich habe gar nicht so viel Arbeit auf der Auftragsliste, selbst wenn ich alle sieben Stücke für die Kette von Sara an einem Tag bohre. Aber muss ich denn die Kette überhaupt noch für Rubens Schwester fertigen?

„Hallo meine Liebe“, sagt Gaby und knufft mich sanft in die Seite. „Was ist denn mit dir los? Doch kein Date heute?“

„Es ist doch eh kein Date...“ *Wozu unnötig Druck drauf machen?*

„Also hat er abgesagt?“

„Nein, nur dass es später wird...“ *Galgenfrist...*

„Ist doch wunderbar, dann können wir zusammen Mittagessen kochen.“

„Es gibt heute abend noch so viel zu futtern...“

„Stimmt auch wieder. Und bei dem Regen macht ein Spaziergang keinen Spaß.“

„Ich glaube“, erwidere ich zögerlich, „ich gehe gleich ins Fitness-Studio, dann kann ich heute abend ohne schlechtes Gewissen zuschlagen...“

„Gute Idee“, ruft Gaby erfreut aus, „ich komme mit. Ich habe sowieso schon zu viel ausgegeben, in anderthalb Stunden bei *H&M*, *Zara* und *Esprit*. Aber dafür habe ich jetzt das perfekte Kleid für heute abend, in das ich noch besser passen werde, wenn ich eine Stunde lang geschwitzt habe...“

Ich grinse, packe meine Sporttasche und gehe wenig später unter unserem großen Hamburg-Regenschirm neben Gaby her in Richtung Bahnhof Altona, wo uns unser Fitness-Studio in den oberen Etagen über dem Bahnhof mit leicht stickiger Luft empfängt. *Puma-Käfig...*

Schon beim Hereinkommen fällt mir ein junger Mann mit dunklen Locken auf, der mit einem weißen Handtuch über den breiten sonnengebräunten und sehr muskulösen Schultern an einem Gerät für die obere Rückenmuskulatur sitzt und scheinbar mit Leichtigkeit die Gewichte bewegt. *Hübsch, dunkle Locken, gut trainiert, lange schlanke Beine...*

Gaby marschiert in gemütlichen Jogginghosen und Schlabbershirt, in denen ihre kleinen Problemzonen an Bauch und Hüfte gut kaschiert werden, zu einem der Stepper, wo sie anfängt, mit Musik auf den Ohren und Trinkflasche in Greifnähe eine endlose Treppe hinaufzusteigen.

Ich entscheide mich für ein Sitzfahrrad, mit dem ich für zwanzig Minuten mit Intervallfahrt meine Beine aufzuwärmen beginne. Auch ich setze mir einen Bluetooth-Kopfhörer auf und spiele auf meinem Smartphone die Sport-Playlist ab, in der es von schnellen Rhythmen nur so wimmelt. Robbie Williams, Helene Fischer und Bruno Mars treiben mich ebenso an wie Loreen mit *Euphoria*, das gerade ertönt, als jemand auf dem Rad neben mir Platz nimmt.

Oh, bitte nicht ansprechen. Ich mache hier Sport. Obwohl...

Aus dem Augenwinkel sehe ich lange Beine in Markensportsocken, darüber ein Muskelshirt, unter dem im Brustbereich feines dunkles Haar auf gebräunter und schweißglitzernder Haut zu sehen ist. *Hm... gar nicht mal so schlecht.* Auch die muskulösen Arme, die in breiten Schultern enden, sind mit dunklem Haar bedeckt – aber nicht so, dass ich es als unangenehm empfunden hätte.

Vielmehr passt alles zum Gesamtbild des jungen Mannes mit dunklen Locken, der mir bereits vorhin aufgefallen ist. Sein Gesicht ist bartlos, seine Kinnpartie kräftig, die Nase schmal und leicht gebogen, die Wangenknochen eher breit als schmal und die Augenbrauen dicht und dunkel. Am faszinierendsten sind aber seine Augen, die in klarem Dunkelblau wie von einem inneren Feuer leuchten,

als er den Kopf wendet und mich anlächelt. *Südländisch, ich würde auf Spanien oder Portugal tippen oder Sizilien. Irgendwie ist mir heiß...*

Er sagt etwas, das ich wegen der Musik auf meinen Ohren nicht verstehe. Schnell ziehe ich mir den Kopfhörer zur Seite und hauche „entschuldige, was sagtest du?“ Der junge Mann, der mit seinen glühenden Augen und dem gebräunten Teint in der Tat einen südländischen Eindruck macht, lächelt breit.

„Ich habe nur gesagt“, sagt er mit feinem spanischem Akzent, „dass du die Tour de France längst gewonnen hast, so schnell wie du strampelst. Alle Achtung, es sieht wirklich gut aus bei dir. Die meisten Frauen drehen ja nur die Pedale ohne richtigen Widerstand, was sporttechnisch gesehen gar nichts bringt...“

Hä? Was war denn das?

Ich runzle die Stirn. Sollte das etwa gerade ein Kompliment für mich sein? Vielmehr hat er doch gerade alle Frauen in Fitness-Studios beleidigt... Ein zaghaftes Lächeln auf seinem Gesicht zeigt mir, dass er offenbar bemerkt hat, dass er nicht ganz die richtigen Worte gefunden hat.

„*Discúlpeme*“, murmelte er, „ich wollte nicht unhöflich sein. Ich bin übrigens Rico. Genauer: Federico Muniésa de Córdoba. Und wie heißt du?“

„Antonia Sanders.“

„Habe ich dich nicht schon mal hier gesehen?“ *Standard-Anmache, oh Mann!*

„Kann sein. Muss aber länger her sein.“

„Da war so ein Typ, so ein Blonder. War das dein Bruder?“ *Oh Gott, hat es etwa so ausgesehen? Wie blind bin ich denn bitte gewesen?*

„Mein Ex-Freund“, knurre ich leise und bemerke, wie sich das Lächeln auf Ricos Gesicht wieder verbreitert. Seine Zähne sind so makellos und strahlend weiß wie in der Werbung, seine Lippen sanft geschwungen und voll wie bei Enrique Iglesias. Es sind aber die Augen, von denen ich geradezu hypnotisiert werde. *Tiefe blaue Seen, in die ich hineinspringen möchte...*

Meerglasmagie

Anne sah von ihrer Näharbeit auf. Außer Wiebke und ihr selbst war augenblicklich niemand in der guten Stube von ‚Haus Westwind‘. Konnte sie es wagen? Es hatte sie tagelang beschäftigt, das Gespräch, das sie heimlich erlauscht hatte. Was hatte es auf sich mit der Legende, von der Hanne gesprochen hatte?

Zwar hatte Anne schon von Meerglas gehört; zuhause in Amsterdam gab es die ‚Juwelen des Meeres‘, wie man dazu auch sagte, nur selten. Dazu hatte Anne an den Strand gehen müssen, direkt ans Meer, wo es im feuchten Sand unterhalb des Spülsaums viel Interessantes zu finden gab.

Einmal hatte Anne, die damals noch Antje de Bruyne gewesen war, einen alten Flaschenkopf gefunden, gut einen Daumen lang und zwar schon arg vom Salzwasser zerfressen, aber immer noch erkennbar. Er war von einem so schönen tiefen Grün gewesen, dass sie diesen Fund zuhause auf ihr Fensterbrett gelegt hatte. Immer wenn die Sonne in ihr kleines Schlafzimmer auf der Südostseite des Hauses schien und das Fundstück traf, schimmerte es geheimnisvoll und malte grüne Flecken an ihre weiß gestrichenen Wände.

Dem Vater hatte es nicht gefallen, dass Anne diesen ‚Abfall‘ aufgelesen hatte. Er machte sich nichts daraus, dass die grüne Oberfläche so angeraut und matt war, dass man auf den ersten Blick gar nicht an Glas dachte. Ihn interessierte es auch nicht, dass Anne einige Tage später auf einer Feierlichkeit der Kaufleute von Amsterdam eine Weinflasche fand, die das gleiche dunkle Grün hatte wie ihr Meerglas-Fund. Der Wein darin stammte aus der Gegend von Neapel, aber die Flasche war – wie Anne aus der Prägemarke am Boden las – in Florenz von Mund geblasen worden.

‚Trag mir keinen weiteren solchen Abfall ins Haus‘, war alles gewesen, was der Vater gesagt hatte, als Anne mit der Begeisterung einer Dreizehnjährigen über ihren Fund berichtet hatte. Und natürlich hatte der Vater danach den schönen grünen Flaschenhals weggeworfen.

So hatte Anne angefangen, heimlich Meerglas zu sammeln, das sie in einer Kiste im Tee-Lager des Handelshauses ganz hinten im dunkelsten Winkel versteckte. Was der Vater wohl sagen würde, wenn er eines Tages diese alte Teekiste fand und darin ihre Schätze? Denn Anne hatte eine beachtliche Sammlung besessen, die sie ihren Juwelenschatz nannte. Sie brauchte keine Smaragde, Saphire oder Rubine – dies alles hatte ihr das Meer in Form allerlei sonderbar geformter Glasscherben geschenkt.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis Anne herausgefunden hatte, dass die Hafeneinfahrt von Amsterdam ein großartiges Fundgebiet war. Besonders auf der südlichen Seite und nach stürmischem Wetter mit hoher Flutgrenze lagen diese wundervollen Gebilde, die Mutter Natur aus vielerlei alten Glasgegenständen geschaffen hatte, praktisch vor ihren Füßen.

Sie hatte sich also einen Spaß daraus gemacht, den Vater auf seinen Gängen zur Hafenkommendantur zu begleiten und, wenn er gerade das Löschen eines der großen Segelschiffe voller Tee, Kaffee, Tabak und sonstiger Handelsgüter aus den Kolonien überwachte, einen Spaziergang zur Hafeneinfahrt zu machen.

Eine Zeitlang hatte Maarten, der Sohn des Schmiedes, sie begleiten dürfen, um auf sie aufzupassen und weil der Vater von dem eher schwächtigen Jungen, der kaum zwei Jahre älter war als Anne, keine Gefahr für seine Tochter sah. Ob er geahnt hatte, dass Anne sich dennoch bereits mit elf Jahren in Maarten verliebt hatte? Und ob der Vater wohl gewusst hatte, dass es Maarten war, den sie für Meerglas so sehr begeistert hatte, dass er ihr von seinen eigenen Streifzügen am Wasser stets die schönsten Stücke mitbrachte?

Mit dreizehn Jahren, daran erinnerte sich Anne genau, hatte sie einen herrlichen Schatz beisammen gehabt. Mit den Juwelen des Meeres hatte sie sich für viele Stunden beschäftigen und träumen können, dass sie eines Tages als Königin so vielerlei bunte Schmuckstücke besitzen würde, die ebenso wie ihre Meerglas-Funde aus aller Herren Länder stammten.

Mithilfe der Meerglas-Funde hatte sie sich in diese Länder träumen können, von denen sie die Matrosen im Hafen hatte berichten hören und über die sie als ein Mädchen aus gutem Hause mehr erfuhr, als für ihre Ohren schicklich war. Was war zum Beispiel mit den Frauen auf den karibischen Inseln, die halb nackt und mit sonnengebräunter Haut zu den Matrosen an Bord kamen, sobald das Schiff den Hafen von St. Maarten erreicht hatte?

Es hatte Anne viele schlaflose Nächte gekostet, in der Bibliothek ihres Vaters in dessen dicken Büchern nachzuschlagen, bis sie auf einen Reisebericht jenes englischen Weltumseglers James Cook gestoßen war. Auch ihm waren Frauen in den unterschiedlichsten Winkeln der Welt begegnet. Sobald seine Schiffe in die Nähe von Land gekommen waren, so schrieb er, waren die Männer an Bord so ungeduldig wie kleine Kinder. Das hatte sich erst geändert, wenn Frauen ihnen exotische Früchte und andere Kostbarkeiten aus dem jeweiligen Land an Bord gebracht hatten.

Fortan hatte Anne immer davon geträumt, eines Tages auch einmal exotische Früchte zu kosten, auf die Männer nach Monaten auf See gierten. Bisher hatte sie im Haus ihres Vaters und auf Feierlichkeiten der Handelsgesellschaften nur so profane Dinge wie Orangen, Zitronen und Limonen gekostet, abgesehen von der seltsam trocken und erfrischend zugleich schmeckenden Kokosnuss, die es auf der Feier der Ostindischen Handelsgesellschaft gab.

Meistens hatte sie auf diesen Feiern jedoch die Wein- und Likörflaschen genauer unter die Lupe genommen, heimlich natürlich, um herauszufinden, woran man erkennen konnte, dass ein Meerglas-Fund von einer solchen Flasche stammte. Ihre Erkenntnisse hatte sie in ein kleines Schreibheft notiert, das sie zusammen mit einer Haarlocke ihrer Mutter und anderen kleinen Kostbarkeiten in einer Blechschatulle mit dem eingravierten Namen des Handelshauses darauf aufbewahrt hatte. Es war ihr jedoch nicht gelungen, diese kleine Schatzkiste, in der sie auch ihren schönsten Meerglas-Fund versteckt hatte, mit auf die Reise nach Schweden zu nehmen.

Ob der Vater inzwischen wohl in die Schatulle gesehen und die kleine leuchtend orangerote Meerglas-Scherbe gefunden hatte, die in der Form einem wunderbaren kleinen Herz glich?

Anne hatte dieses besondere Juwel eines schönen Tages, kurz nach ihrem zwölften Geburtstag, am Strand gefunden und heimlich mit nach Hause genommen – dem Verbot des Vaters zum Trotz. Einen solch kostbaren Glücksfund wie dieses orangerote Meerglasherz hatte sie einfach mitnehmen müssen.

Seltsamerweise hatte sie nicht einmal Maarten davon erzählt, geschweige denn ihm diesen besonderen Fund gezeigt. Dafür war sie umso begeisterter gewesen als er ihr von seinem nächsten Streifzug eine ganze Handvoll flacher Scheiben und ovaler Eiformen aus Meerglas mitbrachte. Dass er dazu behauptete, dass aus den Eiern die Seejungfrauen geboren würden, hatte sie ihm natürlich nicht abgenommen, wengleich sie gelächelt hatte und ihm dankbar um den Hals gefallen war, als er ihr die Schätze übergab.

„Anne?“ riss Wiebkes Stimme sie aus ihren Erinnerungen. „Hörst du mich?“

„Entschuldige, ich war in Gedanken.“

„Woran hast du gedacht?“ fragte Wiebke mit einem Anflug von Lächeln. „Oder vielmehr: an wen?“

„Ich habe mich gerade an etwas erinnert“, murmelte Anne und ergänzte, da sie die Gelegenheit für günstig erachtete: „Als Kind habe ich Meerglas gesammelt. Du weißt schon, das sind diese...“

„Juwelen des Meeres“, nickte Wiebke und machte eine geheimnisvolle Miene, als sie fortfuhr: „Ja, die kenne ich gut. Tilsche und ich haben sie früher auch gesammelt, ebenso wie meine Mutter. Du weißt, was man sich über Meerglas erzählt? Ich meine, über Eier und Herzen aus Meerglas?“

Anne machte ein fragendes Gesicht, denn sie wusste nicht, worauf Wiebke mit diesen Fragen hinaus wollte. Sie wusste, dass es Meerglas in unterschiedlichsten

Formen gab und dass Eier und besonders die wohlgeformten Herzen besonders selten waren. Sie spürte einen schmerzlichen Stich in der Brust, als sie wieder an das orangerote Herzchen denken musste. Sie hatte es aufgehoben, um es eines Tages dem Mann zu schenken, der auch ihr eigenes Herz gewonnen hatte. Doch nun lag es unerreichbar in der Blechschatulle in ihrem Nachtschränkchen – oder war vom Vater längst weggeworfen worden.

„Meerglas“, fuhr Wiebke geheimnisvoll fort, „hat magische Eigenschaften. Das erzählt man sich jedenfalls hier bei uns, weißt du?“

„Wie meinst du das?“ fragte Anne neugierig.

„Nun“, antwortete Wiebke mit einem Lächeln, „wenn eine Frau verheiratet ist und sich ein Kind wünscht, es aber einfach nicht ankommen will, dann kann sie das Meer um ein Kind bitten. Dazu nimmt sie ein Ei oder eine kleine Kugel aus Meerglas, auch ‚Tränen der Meerjungfrau‘ genannt, geht in einer Vollmondnacht an den Strand und wirft das kleine Glasstück mit einem Gebet um ein Kind ins Wasser.

So hat Miele Raake es damals gemacht, bevor sie Lewe bekam. Und es gibt noch einige andere Frauen hier, die auf diese Weise ihr ersehntes erstes Kind erhalten haben. Ich habe auch so ein Meerglas-Ei, weißt du? Denn ich will auch Kinder haben, eines Tages, wenn ich verheiratet bin...“

„Mit Lewe?“ rutschte es Anne heraus; doch sie sah, dass ihre Ziehschwester ein warmes Lächeln im Gesicht hatte, als sie nickte.

„Meerglas kann aber noch viel mehr“, sagte sie dann und senkte die Stimme, wohl um ihre Worte noch geheimnisvoller klingen zu lassen.

„Ja?“ fragte Anne, da Wiebke eine Kunstpause gemacht und sie mit einem so bedeutungsvollen Lächeln ansah, dass es Anne ganz unheimlich wurde. Was war es, dass ihre Ziehschwester über Meerglas wusste, das sie bisher aufgrund ihres Vaters und all der Heimlichkeiten nie herausgefunden hatte?

„Nun“, sagte Wiebke leise und lächelte wehmütig, „wenn ein Mann einer Frau ein Herz aus Meerglas schenkt, dann schwört er ihr damit seine Liebe und ewige Treue. Es ist eine alte Legende, dass Seeleute, die ihrer Liebsten ein solches Herz zum Geschenk machten, solange von See zu ihr zurückkehrten, wie sie das Herz an einer Kette um den Hals trug. Wenn die Kette riss oder das Herz Schaden nahm, dann war es auch um den Seemann geschehen – entweder, weil er sich in eine andere Frau verliebt hatte oder weil er in einem Sturm umkam, so wie es bei meinem Vater war.“

„Oh?“ machte Anne und griff mitleidig nach Wiebkes Arm. „Das wusste ich ja nicht, entschuldige.“

„Es ist schon einige Zeit her“, antwortete Wiebke und wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel. „Die Kette meiner Mutter riss just an dem Tag, als der große Sturm vor dem Nordkap wütete. Mein Vater und zwei seiner Freunde kamen darin um. Eine Zeitlang hofften wir noch, dass er überlebt und sein Boot nur den Kurs verfehlt hatte; denn der alte Hannes Raake, der damals zum Fischen mit draußen war, der wurde an der südwestlichen Spitze von Juist angetrieben und kehrte nach über einem halben Jahr nach Borkum zurück.“

„Er kehrte zurück?“ warf Anne ungläubig ein. „Wieso erst so viel später?“

„Bei dem Sturm hatte er Bewusstsein und Gedächtnis verloren. Erst als er auf Juist einem Mädchen begegnete, das ein Meerglasherz um den Hals trug, hat er sich wieder an alles erinnert.“

„Und ihr habt gehofft“, murmelte Anne vorsichtig, „dass auch euer Vater...?“

„Gehofft und gebetet und gefleht“, nickte Wiebke traurig. „Aber es half nichts, Mutters Kette war zerrissen, die von Miele Raake nicht.“

Anne schwieg und zögerte kurz, bevor sie sich zu Wiebke setzte und sie tröstend in den Arm nahm. Der Schmerz schien noch sehr gegenwärtig zu sein, sodass es Anne nicht recht erschien, weiter zu fragen. Leise summte sie ein Kinderlied und wiegte ihre Ziehschwester sanft, die zweimal tief schluckte, sich verstohlen in den Ärmel ihres Kleides schnäuzte und dann wieder aufrichtete.

„Aber die Magie hat uns dennoch geholfen“, sagte sie leise und sah Anne aus den großen blauen Augen an, die denen von Frieder so ähnlich waren, dass es Anne einen Schauer über den Rücken schickte. „Wir haben dem Meer Mutters Meerglasherz zurückgegeben und dafür bist du zu uns gekommen, Anne. Und ich bin wahnsinnig froh darüber.“

Anne spürte, wie die Tränen in ihr aufstiegen. Gerührt und dankbar erwiderte sie die Umarmung von Wiebke und dankte im Stillen Gott dafür, dass er sie zu Menschen geschickt hatte, die Meerglas liebten und um seine Schönheit und die in ihm wohnende Magie wussten. Sie spürte, dass sie hier auf Borkum wahrlich glücklich werden konnte. Jetzt musste sie nur noch den richtigen Mann finden – einen, der ihr seine Treue und Liebe mit einem Herz aus Meerglas schenkte.

Ich staune über mich selbst. Nicht nur, dass ich mich von fremden Männern ansprechen lasse – *zum zweiten Mal in zwei Tagen!* Nein, nun sitze ich, frisch geduscht und wieder im Sommerkleid, zusammen mit dem ausgesprochen hübschen Rico in einem Café unweit vom Studio und dem Bahnhof.

Gaby hat versprochen, mich in spätestens einer Stunde abzuholen, quasi als Alibi oder als Rettungsring, wie es aussieht. Denn das Leuchten in den dunkelblauen Augen ist zum Dauerstrahlen geworden, ein inneres Feuer, das einem Funkenregen gleich auf mich überzuspringen droht. Ich wehre mich, jedoch nur halbherzig. *Warum auch? Der Typ ist... heiß!*

„Magst du Tapas?“ fragt Rico plötzlich völlig aus dem Zusammenhang gerissen, nachdem er eine Zeitlang über sich und seine Arbeit bei der *Santander-Bank* gesprochen und nur hin und wieder eine Frage an mich eingestreut hat.

„Ja“, nicke ich, bevor ich erkenne, worauf dies abzielt.

Und richtig, Rico strahlt mit so blitzenden Augen, dass mir ganz warm wird. Ich ahne, was er fragen wird, noch bevor er mich mit einem gewinnenden Lächeln ansieht und die Worte ausspricht: „Mein Kumpel hat eine Rockband; sie spielen heute abend in der *Poooca-Bar* am Hamburger Berg. Ich bin für später zwar noch von meiner Schwester verplant worden, aber ich würde mich freuen, mit dir vorher dort hinzugehen und José mit seinen Jungs spielen zu hören. Es beginnt um halb neun. Vorher könnten wir vielleicht noch ins *Barcelona* essen gehen. Was sagst du, Antonia?“

Ja, ja, ja! Ach, verdammt, Betty!

Es fällt mir nicht leicht abzulehnen. Aber Bettys Geburtstag geht natürlich vor. Behutsam erkläre ich Rico, dass es heute sehr schlecht passt. Doch als er in kaum enttäuschter Art lächelt, dass es auch morgen abend noch funktionieren würde mit dem Tapas-essen, habe ich keine Wahl. In die Enge getrieben, sage ich zu. *Schwach, Tony, schwach! Sieht so deine neue Unabhängigkeit aus?*

Rico strahlt über das ganze sonnengebräunte Gesicht, während seine schönen Augen mich so intensiv fixieren, dass mir nicht nur warm sondern heiß wird. Als er auch noch eine Hand ausstreckt und mir sanft Milchschaum von der Oberlippe wischt, spüre ich ein elektrisierendes Kribbeln, das meinen ganzen Körper durchströmt. *Wahnsinn, wie macht er das? Am liebsten würde ich ihm hier und jetzt die Kleider vom Leib reißen und... Meine Güte, Tony! Reiß dich zusammen!*

Es ist so ungewohnt, diese Gefühle zu haben. Bei Jonas ist mir das höchstens am Anfang passiert, einmal vielleicht, und niemals so heftig wie jetzt mit Rico. Ich muss mich zusammenreißen, um nicht in Tagträume abzugleiten – Träume,

in denen Rico mich in die Arme nimmt, mir mit seinen faszinierenden Augen tief bis in die Seele schaut, mich mit diesen weichen Lippen küsst und so wahn-sinnig macht, dass ich nur noch meine Lust hinausschreien will...

„*Hola, chica*“, reißt Ricos Stimme mich aus den Traumbildern zurück. „Träumst du etwas Schönes, ja?“

„Entschuldige“, antworte ich mit heißen Wangen und einer ebensolchen Sitzfläche. „Mir ist nur gerade etwas durch den Kopf gegangen...“

„Mir auch“, antwortet er leise und mit einem Raspeln in der Stimme, das mir so viele heiße Schauer über den Rücken schickt, dass ich fast Angst bekomme. Ich zucke unmerklich zusammen, als Rico mir eine meiner Haarsträhnen hinters Ohr schiebt, mich sanft am spitzen Kinn zu sich heranzieht und mir über den kleinen runden Café-Tisch einen Kuss gibt, der in mir geradezu Explosionen von Gefühlen auslöst.

Bitte, bitte, hör nicht auf! Lass mich in dieses Meer aus heißer Leidenschaft eintauchen... Shut up! Genieße doch einfach!

Ich schalte meinen Kopf aus und erwidere den Kuss, der aufregend nach viel mehr schmeckt, als hier in der Öffentlichkeit des kleinen Cafés möglich wäre. Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis wir uns beide – leicht nach Atem ringend – wieder voneinander lösen.

„*Discúlpeme*“, murmelt Rico mit einem schiefen Grinsen, „das mache ich sonst so nicht, aber du gefällst mir, Antonia. Ich möchte dich unbedingt näher kennenlernen. Gibst du mir deine Nummer?“

Ich zögere einen Moment. *Ist ja fast die dümmste Anmache der Welt... Aber auch sehr direkt und ehrlich... Und, hey, du bist ungebunden, Tony – Zeit, etwas Spaß zu haben!* Ich bin sonst nicht so schnell, aber jetzt ziehe ich eine Visitenkarte heraus, auf der für *Tonys Schatzkästchen* geworben wird und unter der Anschrift auch meine Mobilnummer und eine Emailadresse für Bestellungen angegeben sind. Es ist Rico anzusehen, dass er sehr erfreut ist. Sofort zieht er sein Smartphone heraus und trägt meine Daten unter ‚Contactos‘ ein, bevor er mich anruft und es nur einmal klingeln lässt.

„Jetzt hast du auch meine Nummer“, grinst er und streicht mir sanft noch eine Haarsträhne aus der Stirn. „Darf ich ein Foto von dir machen?“

Ich bin immer noch zu perplex und verwundert über mich selbst, dass ich es nur schaffe stumm zu nicken. Ich bemühe mich um ein Lächeln, als Rico knipst und danach noch schnell ein Selfie von uns beiden macht, das er mir schickt.

„Ich werde ununterbrochen von dir träumen, Antonia“, murmelt er leise und ist wieder gefährlich nahe für einen Kuss, der jedoch durch die Ankunft von Gaby jäh und zu meiner – *erstaunten* – Erleichterung unterbrochen wird.

„Bis morgen“, lächle ich und hauche ein Bussi auf seine Wange, als ich aufstehe und meinen Kaffee zahlen will. Er macht eine knappe Bewegung, die mich mein Portemonnaie wieder einstecken lässt. *Ein Gentleman, dieser Señor Muniésa de Córdoba. Könnte mir gefallen, und das nicht nur, weil er so heiß ist...*

„*Hasta luego, cariña*“, murmelt er und zieht mich kurz aber so dicht an sich, dass ich deutlich spüren kann, wie schnell sein Herz klopft. „Träum von mir, ja? Versprichst du mir das, *cariña*?“

Ich bringe ein knappes Lächeln zustande, kein Nicken; ich bin beinahe froh, als ich in Begleitung von Gaby wieder auf der Straße stehe und mir der Wind den feinen Nieselregen ins Gesicht weht. Einen Moment länger, und ich hätte alle Selbstbeherrschung vergessen und auf der Stelle hemmungslos mit Rico zu knutschen begonnen. *Und wer weiß, was noch...*

Selbst jetzt, wo ich mich mit jedem Schritt weiter von ihm entferne, meine ich die Hitze noch zu spüren, die von ihm ausgegangen ist. Mein eigener Puls rast immer noch, während das Feuer nur sehr langsam meine Körpermitte verlässt. Wenn ich nicht von Gaby abgeholt worden wäre, dann wäre ich mit Sicherheit gleich, und ohne groß weiter darüber nachzudenken, mit Rico irgendwo hin gegangen und hätte alle Vorsicht in den Wind geschrieben – und das, obwohl ich überhaupt nichts von Quickie und – notfalls – One-Night-Stand halte.

„Der Typ war ja heiß“, kichert nun auch Gaby und macht meine Situation damit nicht unbedingt besser. „Den würde ich auch nicht von der Bettkante stoßen.“

„Spanier“, antworte ich automatisch. „Arbeitet bei der *Santander Bank*. Und ja, du hast da nicht ganz unrecht...“

„Tony, Tony“, neckt Gaby und knufft mich freundschaftlich in die Seite. „Was ist das nur mit dir? Kaum in Freiheit und dann schon wieder Hals über Kopf dem nächsten hübschen Kerl verfallen.“

„Ach was.“

„Und was war mit diesem Ruben?“

„Hm, naja, vielleicht hast du recht. Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist.“

„Nachwirkungen von acht Jahren mit Jonas?“

„So schlimm war es eigentlich gar nicht.“

„Eigentlich. Und un-eigentlich?“

„Ich frage mich halt“, antworte ich ernst, „ob er mich die ganze Zeit über mit irgendeiner Sabrina betrogen hat und ich es einfach nur nicht gemerkt habe... nein, eher wahrhaben wollte... Es tut einfach weh, weißt du?“

„Dass er dich betrogen hat?“

„Nein, dass er mich hintergangen und belogen hat.“

„Er hat dich nicht verdient gehabt, meine Liebe“, sagt Gaby ernst. „Wirklich nicht. Voll egal, ob er ein reicher Sohn aus gutem Hause ist – Manieren und die richtigen Werte haben sie ihm wohl nicht beigebracht. Sowa macht man(n) halt nicht, wenn man(n) eine Frau wirklich liebt. Dann ist man(n) treu.“

„Nur scheinen das die meisten Männer noch nicht mitbekommen zu haben.“

„Der Ruben vielleicht. Bei deinem Spanier bin ich mir nicht ganz sicher, wie er es mit der Treue hält. Ich meine, nicht mal der Leo schafft es länger als für zwei Monate nur an eine Person zu denken, wenn er... naja, du weißt schon.“

„Er hat mir das mal erklärt“, grinse ich, als wir in die Straße einbiegen, in der Leos kleiner Buchladen und damit auch mein *Schatzkästchen* liegen. „Für sein Verständnis und das seiner Partner ist das okay; die sagen ‚nicht exklusiv‘ und dann ist es für sie in Ordnung, wenn der eine oder andere außerpartnerschaftliche Kontakt dabei ist... Ich könnte das ja nicht; für mich ist Treue wichtig.“

„Für mich auch.“

„Oder nein, eigentlich ist es Ehrlichkeit. Ich meine, wenn Jonas mir gesagt...“

„Da hättest du lange drauf warten können, meine Liebe!“

„Ich weiß“, seufze ich und bleibe vor dem Schaufenster stehen, hinter dem sich meine Meerglas-Schätze im Licht der LED-Lämpchen schimmernd präsentieren.

„Ein treues Herz, hat Oma Pinka immer gesagt, das ist wie eines der Meerglasherzen – wunderbar, ehrlich und in sich ruhend, aber trotzdem zerbrechlich, wenn man zu sehr darauf einschlägt. Ich habe nie verstanden, was genau sie damit meinte. Aber ich weiß jetzt, dass sie *nicht* Jonas gemeint haben kann.“

Gaby nickt nachdenklich, während sie schweigend die ausgestellten Stücke im Fenster betrachtet, von denen nur eines ein kleines gelbes Meerglasherz ist. Es geht fast ganz unter zwischen den Ringen und anderen Ketten, da es weder zu einem Schmuckstück gefasst, noch besonders exponiert platziert ist.

„Sag mal, Tony. Was möchtest du dafür haben?“

Gaby deutet auf das kleine Herzchen und dann auf meine Kette mit dem herrlich orangeroten Meerglasherzen daran. Zögernd wiege ich meinen Kopf von einer Seite zur anderen und frage, ohne mir meine Enttäuschung anmerken zu lassen, ob sie noch bis zu ihrem Geburtstag Anfang September warten kann.

„Natürlich.“

„Gut, dann vergiss das Herzchen erstmal wieder, okay?“

„Schon vergessen. Arbeitest du jetzt noch oder kommst du mit?“

„Arbeiten. Wir sehen uns heute abend bei Betty, ja?“

„Um neun, richtig?“

„Ja, halb neun die S-Bahn ab Altona.“

„Super, bis dann. Mach's gut. Und viel Spaß mit Ruben nachher.“

Ich nicke und schaue Gaby nach, die rasch davongeht und um die nächste Ecke außer Sicht verschwindet. Mit gerunzelter Stirn wende ich mich dann wieder dem Schaufenster zu und betrachte nun meinerseits das gelbe Herz. Es sieht so unschuldig aus, wie es so da liegt, umgeben von vielen Stücken, die ich jederzeit gern verkaufen oder verschenken würde.

Die Enttäuschung ist immer noch da; denn das Herzchen hat eine Geschichte, in der leider Jonas vorkommt. Ich erinnere mich noch gut, dass es im zweiten Jahr gewesen ist, als wir eine Woche Urlaub bei einem Studienfreund von Jonas in Andalusien südlich von Cádiz verbracht haben. Im Sand einer kleinen, geschützten Badebucht unweit eines Kaps, habe ich das Herz gefunden.

Es ist als Geschenk für Jonas gedacht gewesen; doch der hat sich bei unserem nächsten Gespräch über Schmuck und Meerglasherzen nicht begeistert gezeigt, weshalb ich das kleine gelbe Herz stattdessen als Deko ins Fenster gelegt habe. Insgeheim habe ich immer gehofft, dass Jonas eines Tages darauf aufmerksam wird und sich vielleicht doch noch für meine Arbeit im Allgemeinen und für die Meerglasherzen im Besonderen zu interessieren beginnt. Dazu ist es in all den Jahren jedoch nie gekommen. Und verblüfft muss ich feststellen, dass ich zwar enttäuscht aber gleichzeitig auch froh bin; *denn nun wird das kleine Herzchen an jemanden gehen, der es zu schätzen weiß.*

„Gaby hat es verdient“, stelle ich fest und nicke wie zur Bestätigung, als das Licht der LED-Lampen sich bei einer Bewegung meines Kopfes für einen kurzen Moment auf dem gelben Glas bricht und meine Augen trifft. „Eine Kette, vielleicht mit einem andersfarbigen Strass-Steinchen; etwa so wie der Anhänger für Betty und mit einer schlichteren Fassung... ja, das wird gehen.“

Ich betrete den Buchladen, gehe zu meinem kleinen Boutique-Raum und hole das gelbe Herz aus dem Fenster. Leo ist mit einem Kunden beschäftigt und winkt mir nur kurz zu, als ich mit einem knappen Lächeln und Nicken an ihm vorbei zu meiner Werkstatt gehe. Ich höre, wie die beiden sich über Radfahren in Holland unterhalten, wo Leo und Gaby aufgewachsen sind.

Die beiden haben es ihrer Mutter Marijke zu verdanken, dass diese in zweiter Ehe einen Deutschen geheiratet hat und sich von ihm überreden ließ, mit ihm nach Hamburg zu ziehen. *Andernfalls hätte ich die beiden nie kennengelernt! Und dann wäre mein Leben um einiges langweiliger, das ist mal sicher.*

Der iPod spielt brav die Playlist ab, in der sich im Shuffle-Modus überraschend auch Barbra Streisand und Diana Krall finden. *„Memories light the corners of my mind...“* Unter der Arbeitslampe schimmert das gelbe Meerglasherz geheimnisvoll matt und so als ob sich darin ein Licht befinden würde, während ich das kleine Gebilde vorsichtig hin und her drehe und von allen Seiten betrachte. Es ist wunderbar herzförmig, fast genauso schön wie mein eigenes orangerotes. Zu Jonas mit seinem aschblonden Haar hätte es gut gepasst. Aber er wird nun nie mehr in den Genuss kommen, etwas so Schönes und Seltenes in Liebe geschenkt zu bekommen. *„I used to love you but it's all over now...“*

Ich schüttele mich und suche dann in den Materialkisten und Schachteln nach einem passenden kleinen Steinchen aus farbigem Strass, das gut mit dem Gelb harmoniert. Zwei grüne runde Stücke erscheinen mir besonders gut, sodass es eine schwere Entscheidung wird – hellgrün oder dunkelgrün?

Noch während ich überlege, wird das gelbe Meerglasherz in meiner Hand mit einem Mal so warm, als ob darin wirklich ein Licht brennen würde. Verwundert blicke ich darauf und bemerke, dass dort im Inneren tatsächlich so etwas wie ein Glühen ist. Es erinnert mich ein bisschen an den Glanz in den Augen von Rico, auch wenn diese blau sind.

Augenblicklich kehrt die Hitze zurück und durchströmt mich, sodass ich unruhig auf meinem Stuhl herumrutsche, bis ich schließlich – mit dem Herz in der Hand – von dem heißen Glühen überrollt werde und davongleite.

ENDE der Leseprobe

Mehr von der Autorin?

Die grüne Frau

Roman

Warum sucht man wie besessen nach einer Galionsfigur? Wieso stellt jemand in mühsamer Arbeit das Modell eines Schiffes her, das nie existiert hat? Und was weiß die grüne Frau?

Miriam und Peter Sawyer begeben sich auf eine spannende Spurensuche, die nicht nur Licht in einen historischen Kriminalfall bringt, sondern auch das Geheimnis um einen legendären Glücksbringer lüften wird...

Bei **Facebook**: www.facebook.com/boneship.mysteries

„Verlorene Jugend“ – Jugendroman-Serie über die Zeit des Nationalsozialismus:

*Als die Dunkelheit hereinbrach
Draußen war ein schöner Tag
Während der Schnee leise fiel
Am Himmel lächelte der Mond
Als der Wind kälter wehte*

Bei **Facebook**: www.facebook.com/verlorene.jugend

StrandtGuth

Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks

Bisher erschienen:

Im Schatten des Deiches
Die Spur des Austernfischers
Mord auf freier Strecke
Die kalten Augen des Todes
Der Fall Hammonia
Requiem für eine Elster
Mordsfest

- weitere Teile in Arbeit -

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de/bücher/strandtguth-krimi-serie

und bei **Facebook**: www.facebook.com/strandtguth

Im Schatten des Deiches

Roman

Eigentlich glaubt Lotta weder an Urlaub noch an die Liebe. Doch dann wird die junge Polizeikommissarin zwangsweise beurlaubt und zum Ausspannen auf die ostfriesische Insel Borkum geschickt.

Mit der Ruhe ist es dort rasch vorbei, denn auf der idyllischen Ferieninsel ist ein Mord geschehen. Lotta kann sich nicht bremsen und ermittelt auf eigene Faust, während sie sich gleichzeitig über ihre Gefühle klar werden muss, als sie den attraktiven Moritz trifft...

Buch 1 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Die Spur des Austernfischers

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur ein paar Tage Urlaub machen. Da kommt die Einladung ihrer Freundin Maja gerade recht, zum 95. Geburtstag von Majas Großvater eine Woche auf einer kleinen schwedischen Insel zu verbringen.

Kaum angekommen ist jedoch Lottas berufliche Erfahrung als Polizeikommissarin gefragt. Ein zehnjähriger Junge ist verschwunden und darüber hinaus wird auch noch die Leiche eines Dreizehnjährigen gefunden...

Buch 2 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mord auf freier Strecke

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur gemütlich mit der Bahn zurück nach Hause fahren und entspannen. Doch ausgerechnet in ihrem Zug geschieht ein Mord, den Moritz per Zufall entdeckt. Wer hat es auf einen angesehenen Professor abgesehen gehabt und warum? Und warum mischt sich die deutsche Antiterrorereinheit in den Fall ein?

Als aufmerksame Polizeikommissarin hat Lotta gleich das ungute Gefühl, dass nicht alles so ist wie es scheint und hier gehörig etwas vertuscht wird...

Buch 3 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Die kalten Augen des Todes

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur ein paar entspannte Tage auf der Mittelmeerinsel Malta verbringen. Doch dann fällt ihnen buchstäblich eine Leiche vor die Füße und vorbei ist es mit der Urlaubsstimmung.

Als Polizeikommissarin kann Lotta nicht anders, sie muss sich in die Ermittlungen einmischen. Sie und Moritz riskieren Kopf und Kragen, als sie der Wahrheit auf die Spur kommen, denn es gibt Menschen, mit denen sollte man sich lieber nicht anlegen...

Buch 4 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Der Fall Hammonia

Roman

Eigentlich hat Lotta genug damit zu tun, ihre neue Rolle beim Landeskriminalamt Hamburg zu finden. Da kann sie es nicht brauchen, dass der Todesfall eines Taxifahrers für sie verdächtig nach Mord aussieht und ihr neues Team den Fall als Unfall abtun will.

Privat ist Lotta überzeugt, dass ihr Freund Moritz ihr etwas verschweigt. Soll sie ihn zur Rede stellen oder warten, bis er sich ihr von selbst offenbart? Lotta konzentriert sich auf ihre Arbeit und findet eine Verbindung zu einem anderen Fall, der die Hansestadt schockiert hat. Lotta kann nicht anders: Sie muss herausfinden, was wirklich geschah in jener Nacht, als Lola Gans starb...

Buch 5 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Requiem für eine Elster

Roman

Eigentlich haben Lotta und Moritz nur vor, eine romantische Urlaubswoche in der Stadt der Liebe zu verbringen. Doch kaum in Paris angekommen, überschlagen sich die Ereignisse: ein berühmtes Gemälde ist verschwunden, die Stadt wird erpresst und dann wird im Fluss Seine auch noch eine Leiche angespült.

Lotta wird in die Ermittlungen hineingezogen, während Moritz alle Hände voll zu tun hat, die Romantik des Urlaubs zu retten und seinen eigenen Plan in die Tat umzusetzen...

Buch 6 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mordsfest

Roman

Eigentlich versucht Lotta nur, das Weihnachtsfest ohne Moritz zu verbringen. Doch schon am Heiligen Abend erreicht sie ein Anruf: Ein Mord ist geschehen – und womöglich ist der Täter noch nicht fertig mit seinem blutigen Werk. Da die örtliche Polizei den Augenzeugen keinen Glauben schenkt, ist es an Lotta ihre berufliche Erfahrung zu nutzen und ein noch größeres Unglück zu verhindern...

Buch 9 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

„Ársals Abenteuer in Mándurai“ – Fantasy-Zweiteiler:

Blumenritter

Königsvogel

Die Frau im Treppenhaus (Roman)

MeerglasHerzen (Roman)

Waluma – Eine Weihnachtsgeschichte

MORDSFEST und andere Geschichten (Sammelband)

winterZAUBER (Sammelband)

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de

und bei **Facebook**: www.facebook.com/feechristine.aks